



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Goethes politische Lehrjahre**

**Lorenz, Ottokar**

**Berlin, 1893**

Anmerkungen und Zusätze

---

---

**Nutzungsbedingungen**

[urn:nbn:de:hbz:466:1-55841](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-55841)

Anmerkungen und Zusätze

mit einem

**A n h a n g e**

über

**Goethe als Historiker.**





Stenographische und  
phonetische

Handbuch

von  
Dr. J. J. Schickel





## Anmerkungen und Zusätze.

1) Zur Literatur über Goethes politische Anschauungen bemerke ich Folgendes: Der Aufsatz Dahlmanns über Goethe ist schon 1833 13. Febr. in der Hannov. Ztg. erschienen und eröffnet den Reigen beachtenswerther Stimmen. Selbstverständlich findet man bei Braun, „Goethe im Urtheile seiner Zeitgenossen“, noch eine Menge von zum Theil höchst lehrreichen Aussprüchen, die für den strengen Goetheforscher gewiß sehr erwünscht sein mögen, für den Liebhaber dagegen, als den ich mich hiermit lediglich erklärt haben will, doch gar zu langweilig wären, wenn er sie alle eingehend berücksichtigen sollte. Hier kommt es mir nur darauf an, gegenüber einigen hervorragenden Erscheinungen im Gebiete der Goetheliteratur Stellung zu nehmen. In Barrentrapps Ausgabe von Dahlmanns Kleinen Schriften, die ich benütze, vermisste ich eine Angabe darüber, von welchen „Hefen“ in dem Aufsätze Dahlmanns die Rede ist. Offenbar handelt es sich um einen Angriff auf Goethe, den Dahlmann zurückweisen will. Die „vorwurfsvolle Erscheinung“, die Goethe „für die Mitwelt“ vorstellt, muß — so lächerlich es heute klingt, — auch immer im Auge behalten werden, wenn man die Gespräche Goethes in den letzten Jahren



untersucht, weil er vieles im Aerger und Widerspruch gegen die Anwürfe sagt, die ihm zu Theil geworden sind. Da wir das Material und alle die Umstände, auf die sich Goethes Aeußerungen beziehen, nicht mehr mit einem Blicke übersehen, und die Thorheiten, gegen die er ankämpft, uns nicht groß genug vorzustellen im Stande sind, machen wir leicht Mißgriffe, wenn wir Bemerkungen Goethes, die bloß in einer bestimmten Beziehung gesagt waren, einen allgemein giltigen Werth beizulegen geneigt sind. Dahlmann bemerkt nun, obwohl er immer mehr entschuldigt und rechtfertigt, als zustimmt, einiges ganz vortreffliche: „Fast noch hitziger wiederholt sich der Vorwurf, daß er auch in der Politik nicht rechtgläubig gewesen ist. Goethe war eben auch hier ganz er selbst. Sein Blüthenalter rannte sich um die Ruine des deutschen Reichs, die, ehe sie gänzlich unbewohnbar ward, den edelsten deutschen Geistern ein friedliches Obdach gewährte.“ Die Stellung Goethes in der Napoleonischen Zeit wird dann allerdings etwas schulmeisterlich mit griechischen Weisheiten zugedeckt, womit doch wenig gedient wäre, wenn man nicht etwas besseres und verständlicheres zu sagen wüßte, wovon weiter unten geredet werden soll.

Gervinus erwähne ich bloß als den vornehmsten Vertreter einer gleichsam poetisch-literaturgeschichtlichen Vornehmheit, von welcher sich ja durch lange Zeit und zum Theil noch heute viele Kreise leiten lassen. Die bekannten philisterhaften Redensarten, daß die Dichter mit dem Volke gehen müssen und ähnliches, was sie bekanntlich niemals zu thun liebten, sind zwar nicht von Gervinus, aber von literaturgeschichtlichen Nachtretern häufig noch verschlimmert worden. Eine schärfere Reaktion gegen die politischen Angriffe scheint mir seit der hundertjährigen Geburtsfeier, die im Sturm der Zeit untergesunken war, eingetreten zu sein. Dieser Kampf ist zuerst von den Weimarer Kreisen erfolgreich aufgenommen worden. Und ich unterlasse nicht hier anzumerken, daß ich meinerseits in Bezug auf mein Thema von dem guten, vortrefflichen Adolf Schöll bei weitem am allermeisten gelernt habe; ja ich möchte fast sagen meine hauptsächlichste Weisheit ist nichts, als Adolf Schöll. Dessen Karl



Augustbüchlein ist durch die Trefflichkeit der Anordnung und die Klarheit der Zusammenstellungen ein wahres Labfal in der durch lauter Geist mich zuweilen dämlich machenden Goethephilologie. Sein älterer Aufsatz: Goethe als Staats- und Geschäftsmann, ist in der erweiterten Ausführung der Ausgabe von 1882 (Berlin, Herz) so ganz einzig dastehend in Bezug auf Gelehrsamkeit, wie in Bezug auf die entscheidenden Punkte, daß ich ein für allemal sagen darf: in nuce findet jedermann das ganze Gebäude meiner vorgetragenen Ansichten auf S. 247, 248, 249 des Schöllschen Werkes beisammen. Ich habe nur als Historiker manches zwischen den Zeilen zu lesen verstanden, was nicht sofort jedermann auffällt. Und lediglich daraus nehme ich die Berechtigung, die Sache vorzutragen.

Etwas anderes ist es mit den politischen Ansichten Goethes im Allgemeinen. Hier wird man in der ausgezeichneten Arbeit Schölls vielleicht die Festigkeit und Entschlossenheit vermissen, die ich in einer andern, fast ganz vergessenen und kaum wieder genannten Broschüre gefunden habe, die ich zu zweit als meine Lehrmeisterin zu nennen habe. Im Jahre 1863 hat zu Graz in Steiermark ein alter Professor aus der in der klassischen Zeit von Weimar nicht unbekanntem Familie der Rosegarten einen ganz ausgezeichneten Vortrag, „Goethes politische Anschauung und Richtung“ gehalten, der dann in erweiterter Gestalt gedruckt worden ist. Diese Schrift (Berlin, Heinicke 1863) ist bei weitem das allerbeste und vernünftigste, was jemals über Goethes politische Anschauungen gesagt worden ist. Wenn es sich darum handelte, einige feststehende Formeln für Goethes politischen Charakter zu gewinnen, so dürfte man das kleine Werkchen von Rosegarten für vollständig erschöpfend halten; indessen wird nicht zu läugnen sein, daß der Stoff sowohl, wie die ganze Person Goethes sich dagegen sträuben, einen Panzer abgemessener politischer Ueberzeugungen anzunehmen und zu umgürten. Wenn Goethe z. B. versichert, wie sehr ihm die Freiheitsapostel zuwider wären, so handelt es sich eben um ein Epigramm, um eine augenblickliche Stimmung, um eine Herzensergießung, nicht um eine Restauration der Staatswissenschaften,



nicht einmal um die Erklärung eines Einverständnisses mit Burke. Man weiß nicht einmal, welcher Gimpel es eben gewesen sein mag, dessen Gesang den Dichter zu dem verallgemeinerten Satz des Epigramms gedrängt haben mag. Allzu ernstlich darf man es gewiß nicht nehmen mit dem Hasse der Freiheitsapostel — die anständigen und besonnenen waren Goethe am Ende doch ganz liebe Menschen und angenehme Gesellschafter. Indessen werden gewisse Grundstimmungen durch dichterische Aussprüche und selbst durch den Mund dramatischer Personen geoffenbart, man darf nur nicht an irgend eine systematische Ausgestaltung politischer Ueberzeugungen dabei denken wollen. In letzterer Beziehung darf ich den Abschnitt in dem Buche des Herrn Otto Harnack nicht unbeachtet lassen: „Goethes Betrachtung der politischen und sozialen Verhältnisse“ in „Goethe in der Epoche seiner Vollendung,“ S. 179—229. Der erste dort ausgesprochene Satz ist die Grundlage meiner Darstellung in meinem Vortrag gewesen: „Goethe war niemals Verfechter eines bestimmten politischen Systems, ein Anhänger einer organisirten politischen Partei. Auch seine politischen Anschauungen sind durchaus erwachsen aus dem Bewußtsein der praktischen Aufgaben seiner thatsächlichen Lebensstellung, verbunden mit fortgesetzter Beobachtung der politischen und sozialen Verhältnisse, die ihn umgaben, oder irgend welche Bedeutung für sein geistiges Leben gewonnen hatten.“

Ueber mehreres Einzelne, wie Epimenides, spreche ich unten. Hier will ich nur bemerken, daß ich mich mit Rücksicht auf das geschätzte Werk Harnacks um so lieber aller Benutzung der dichterischen Stellen aus Goethes Werken enthalten konnte, als man aus solchen bereits allen Gewinn gezogen findet. Zu bemerken möchte ich mir nur noch erlauben, daß ich mir die „Constructionen“ des Buches nicht anzueignen vermöchte.

Ich sehe von einer weiteren Masse von kleinen Schriften über den Gegenstand ab, und erwähne nur noch Prof. Albert Lüttge, „Goethes Verhältniß zur Geschichte und Politik“, worüber ich noch eingehender in dem Excurs über die Geschichte sprechen will, da die Abhandlung doch vorwiegend sich darauf bezieht.



2) **Leopold von Ranke**, sämtliche Werke, Bd. 49, S. 171. Es ist sehr merkwürdig, daß Ranke bei einer so bestimmten Mittheilung sich geirrt haben sollte, zumal als der Brief an Voigt, Weimarer Ausg. Nr. 2953 Ranke doch nicht bekannt sein konnte. Derselbe fehlt auch noch in der Ausg. von D. Jahn. Unter diesen Umständen habe ich mir alle Mühe gegeben, auf Rankes Quelle zu kommen, war aber nicht im Stande, etwas zu finden und muß es andern überlassen, die Sache aufzuklären, wobei dann wieder das merkwürdige zu berücksichtigen sein wird, daß Ranke von der Kenntniß Goethes von Niebuhrs Ausspruch erst durch Eckermann, also 1835, Erfahrung gehabt haben konnte. In Bezug auf die Goethesche Weissagung von 1792 glaube ich noch etwas wichtiges bemerken zu sollen: Daß die Sache nicht auf einer gewöhnlichen Combination historisch-politischer Art, sondern aus Goethes — freilich zuweilen bestrittener — spezifischer Gabe der Weissagung hervorgegangen ist, ergibt sich daraus, daß er an denselben Voigt kurz vorher schrieb: „Das gute Schicksal lasse aus dem bevorstehenden Feldzug keinen Krieg werden. Ich hoffe es. Wir haben in diesen calculirenden Zeiten mehr solche Wetter vorübergehen sehen.“ Ferner ist zur Erkenntniß davon, daß in dem Ausspruch eine wirkliche Weissagung verborgen war, zu bemerken, daß es in Nr. 2953 unmittelbar vorher heißt: „Ich habe mit Betrübniß gesehen, daß das Geheime Conseil unbewunden diesen Krieg für einen Reichskrieg erklärt hat. Wir werden also auch mit der Heerde ins Verderben rennen.“ Weiteres s. unten über den Feldzug in der Champagne. Hier nur noch die Bemerkung, daß der politische, Goethen bekannte Actenbestand in jenem Augenblicke gar keine Anhaltspunkte zu einer Aussicht auf einen 30 jährigen Krieg darbot. Mithin gehört die Sache in die reinste Kategorie von Prophetenworten des Dichters.

3) Zur richtigen Beurtheilung der Quellen und des Quellenwerthes der Gespräche und der Briefe wäre natürlich sehr viel zu sagen und ich kann nur künftigen Forschern auf diesem Gebiete den Rath geben, von allen den Grundjäten, welche



die sogenannte historische Kritik in unverblümter Simplizität aufstellt, gründlich absehen zu wollen. Den Gesprächsüberlieferern gegenüber hat schon Herr von Biedermann einen feinen, aber undefinirbaren Takt bewiesen, der hier einzig und allein helfen kann. Ich glaube nicht, daß sich Glaubwürdigkeit oder Unglaubwürdigkeit ein für allemale an die Ueberlieferung bestimmter Personen heften lasse, aber ich gestehe, daß ich von einzelnen, wie z. B. Niemer, so wenig wie möglich annahm, ohne daß ich wüßte warum. Der Mann bringt das meiste in einer Weise vor, die mir eben nicht gefällt, am liebsten ist es mir, wenn man den Kanzler Müller abschreiben kann; das ist eine wahre Freude, wobei ich aber wiederum unsern graswachsenhörenden Kritikern versichern muß, daß ich eigentlich nicht weiß warum.

In Betreff der Briefe wurde neulich von einer Seite aus Anlaß des Erscheinens des 9. und 10. Bandes der W. A. bemerkt, es wäre unverständlich, wie wenig die Schreiben aus und über den Feldzug enthielten. Ich glaube die Erklärung im Texte gegeben zu haben, und füge nur hinzu, daß das vorige Jahrhundert es mit dem Amtsgeheimniß sehr — sehr viel strenger nahm, als spätere Zeiten, da man es damals ganz selbstverständlich fand, wenn auf die Verletzung desselben Rad und Galgen gesetzt war. Aber auch ohnedies würde es Goethe wahrscheinlich recht geschmacklos gefunden haben, seiner Frau von politischen Dingen zu erzählen.

Häufig tritt die Ansicht auf, daß Goethe überhaupt kein wirkliches Interesse für die Politik gehabt habe, da er bei unzähligen Gelegenheiten sich ihrer überdrüssig erklärt hätte. Letzteres ist richtig, beweist aber gerade das Gegentheil, was freilich unsere heutige ewig und stündlich kannegießernde, das politische Stroh zu stetem Zeitvertreib ausdreschende Gesellschaft schwerlich zu glauben geneigt sein wird. Die Wahrheit ist aber, daß alle wirklichen Staatsmänner Politiküberdrüssige Aeußerungen stets gemacht haben und machen werden und folglich auch Goethe. Zur Vergleichung bietet sich Bismarck; unter hundert Stellen etwa: „Ich habe vom 23. bis 32. Jahre auf dem Lande gelebt und werde die Sehnsucht, dahin zurück-



zukehren nie aus den Adern los, nur mit halbem Herzen bin ich bei der Politik;" — oder „Schließlich hoffe ich, daß mir Alles ebenso Wurscht werden wird, wie andern Leuten;" oder als Bundestagsgesandter: ich regiere Deutschland comme le roi d'Yvetot, se levant tard, se couchant tôt, dormant fort bien sans gloire!" Vielleicht genügen diese Bismarckschen Aeußerungen denen, die nicht genug Beweise zu haben glauben, daß Goethe mit der Politik nichts zu thun haben wollte.

4) Die **Epimenidesfrage** wurde neuestens durch Herrn Dr. Morisch in einem außerordentlich lehrreichen Aufsatz im G. J. XIV. 212 besprochen. Die große Gelehrsamkeit, mit der hier die Epimenidesdramen vor Goethe erörtert werden, verleiht der Arbeit gewiß einen bleibenden Werth, ich muß mich aber gefaßt machen, als ein ganz und gar unphilologischer Liebhaber angesehen zu werden, wenn ich zu meinem Bedauern sagen muß, daß ich mir nicht entfernt die Vorstellung mache, Goethe habe sich selbst unter dem Epimenides vorstellen und so gleichsam auf die arme Sünderbank setzen wollen. Ich muß auf die oben schon citirten Worte verweisen „Und wir sind alle neugeboren“ — also doch nicht Goethe allein. Goethe hat ja doch auch später, nachdem er den Epimenides geschrieben, immer wiederum darauf gepocht, daß er eine ganz richtige Ansicht von Napoleon gehabt habe, ja er erhebt sich fortwährend gegen die Verkleinerer Napoleons, selbst gegen Walter Scott, da kann er doch nicht gemeint haben, daß er früher geschlafen und 1815 erwacht sei. Er hat sich ja für seine Person gar nicht in seinen Ansichten geändert, sondern ist immer derselbe geblieben. Denn daß er sich über 1806 gefreut hat, wird doch niemand behaupten wollen. Die ganze Napoleonfrage gestatte ich mir noch weiter unten zu behandeln. In Bezug auf Epimenides bemerke ich noch, daß Dünker bekanntlich schon die Deutung des Schlafes des Epimenides auf Goethe versucht hat, wogegen sich v. Loeper in der Einleitung zu G. aussprach. Vgl. Harnack a. a. D. S. 193. Im übrigen ist der Epimenides deshalb nicht geringer, weil er nicht die Person des Dichters vorstellt. Ich gestehe, daß ich diesen Epimenides für den veritablen Epimenides halte,



von dem sich nur der Dichter das Vergnügen gemacht hat, ihn aus Griechenland nach Deutschland kommen zu lassen. Ich würde übrigens, falls die Goethephilologie schon durchaus eine Personification haben müßte, vorschlagen, daß unter dem Epimenides vielleicht lieber der Freund und Colleague Goethes, von Voigt verstanden werden könnte?!

5) Zu **H. Taine und Victor Schu.** Das erste Buch Taines S. 109 schließt mit Worten, die man hundertmal aus Goethes Mund in mannigfaltigen Variationen gehört hat: *Déjà avant l'éroulement final, la France est dissoute, et elle est dissoute parce que les privilégiés ont oublié leur caractère d'hommes publics.* Goethe sagte einmal, man könne „die Aufgeregten“ als sein politisches Glaubensbekenntniß zur Zeit der französischen Revolution ansehen. „Als Repräsentanten des Adels hatte ich die Gräfin hingestellt, und mit den Worten, die ich ihr in den Mund gelegt, ausgesprochen, wie der Adel eigentlich denken soll. Die Gräfin kommt soeben aus Paris zurück, sie ist dort Zeuge der revolutionären Vorgänge gewesen und hat daraus für sich selbst keine schlechte Lehre gezogen. Sie hat sich überzeugt, daß das Volk wohl zu drücken, aber nicht zu unterdrücken ist und daß die revolutionären Aufstände der untern Klassen eine Folge der Ungerechtigkeit der Großen sind. Jede Handlung, die mir unbillig scheint, sagt sie, will ich künftig streng vermeiden, auch werde ich über solche Handlungen anderer, in der Gesellschaft und bei Hofe meine Meinung laut sagen.“ *„En l'état où est l'impôt, chaque largesse du monarque est fondée sur le jeûne des paysans, et le souverain, par ses commis, prend aux pauvres leur pain pour donner des carrosses aux riches. Bref le centre du gouvernement est le centre du mal; toutes les injustices et toutes les misères en partent comme d'un foyer engorgé et douloureux; c'est ici que l'abcès public a sa pointe, et c'est ici qu'il crévera.* (S. 107.)

Und an einer andern Stelle, bei der man sich gleich an Goethe erinnern wird, heißt es von der „bonne machine“ der Staatsverwaltung (S. 101): *Un Frédéric II levé a quatre heures*



du matin, un Napoléon, qui dicte une partie de la nuit dans son bain et travaille dix huit heures par jour, y suffiraient à peine. Un tel régime ne va point sans une attention toujours tendue, sans une énergie infatigable, sans un discernement infallible, sans une sévérité militaire, sans un génie supérieur etc. Im Auswandererstaatsplan sagt Goethe: „Das größte Bedürfnis eines Staates ist das einer muthigen Obrigkeit;“ und was wird den Regierenden empfohlen? „Republiken habe ich gesehen und das ist die beste, die dem regierenden Theil Lasten, nicht Vortheil gewährt.“ —

Die überraschendste Analogie zwischen Laine und Goethe ergiebt sich aber, wenn man die allgemeine Beschreibung des Zustands vor der Revolution in Dichtung und Wahrheit und im Ancien régime (S. 399) liest.

„Der beruhigte Zustand des deutschen Vaterlands, in welchen sich auch meine Vaterstadt schon über hundert Jahre eingefügt sah, hatte sich . . . in seiner Gestalt vollkommen erhalten.“

. . . Auch fehlte es dieser Klasse nicht an geistiger Kultur . . .

. . . In Deutschland war es noch kaum Jemand eingefallen, jene ungeheuere privilegierte Masse zu beneiden oder ihr die glücklichen Weltvorzüge zu mißgönnen. Der Mittelstand hatte sich ungestört dem Handel und den Wissenschaften gewidmet . . .

. . . Der Adel war sicher in seinen unerreichbaren durch die Zeit geheiligten Vorrechten, und der Bürger hielt es unter seiner Würde, durch eine seinem Namen vorge setzte Partikel nach dem

Pendant longtemps, la philosophie nouvelle, enfermée dans un cercle choisi, n'avait été qu'un luxe de bonne compagnie. Négociants, fabricants et boutiquiers, avocats, procureurs et médecins, comédiens, professeurs ou curés, fonctionnaires, employés et commis, toute la classe moyenne était à sa besogne. L'horizon de chacun était restreint; c'était celui de la profession ou du métier qu'on exerçait, de la corporation dans laquelle on était compris, de la ville où était né et tout au plus de la province où l'on habitait. La disette des idées et la modestie du cœur confinaient le bourgeois dans son enclos



Schein derselben zu streben. Der Handelsmann, der Techniker hatte genug zu thun, um mit den schneller vorschreitenden Nationen einigermaßen zu wetteifern. Wenn man die gewöhnlichen Schwankungen des Tages nicht beachten will, so dürfte man wohl sagen, es war im Ganzen eine Zeit eines reinen Bestrebens, wie sie früher nicht erschienen, noch auch in der Folge wegen äußerer oder innerer Steigerungen sich lange erhalten konnte.“

Vgl. bei Goethe das métier des Regierens.

Den entsprechenden Gebrauch von diesen Stellen mache ich weiter unten im Texte und brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß es mir nicht einfällt, nach dem Beispiel der heute so sehr beliebten philologisch-historischen Kritik — an irgend einen Zusammenhang dieser oder ähnlicher Stellen zu denken. Es könnte ja leicht historische oder philologische Seminaristen geben, die sich vorstellten, Taine werde wohl Goethe hier „ausgeschrieben“ haben. Umgekehrt! für die ausgezeichnete Beobachtungsgabe Goethes betreffs seiner Jugendzeit ist es bezeichnend, daß ein so eminenten Kenner der Geschichte, wie Taine die Physiognomie der Gesellschaft in sachlich vollkommen übereinstimmender Weise schildert. Daraus ergibt sich aber auch, daß für Goethes politische Gesamtauffassung diese festen und guten Jugendeindrücke vollkommen maßgebend waren.

Etwas ähnliches ist es mit dem scharf ausgeprägten Sinn Goethes für die ständische Gliederung der Gesellschaft, ohne welche Vorstellung selbst die Charaktere seiner Dichtungen nicht verständlich sind. Letzteres hat in vortrefflichster Weise Victor Hahn nachgewiesen: Gedanken über Goethe, IV. Stände

héréditaire. Ses yeux ne se hasardaient guère au delà dans le territoire interdit et dangereux des choses d'État; à peine s'il y coulait un regard furtif et rare; les affaires publiques étaient „les affaires du roi“. . . l'avocat Barbier . . . ajoute cette profession de foi significative: „Je crois qu'il faut faire son emploi avec honneur, sans se mêler d'affaires d'État sur lesquelles on n'a ni pouvoir, ni mission“ etc.



S. 227 ff. Gleich von vornherein ist Hehns Darstellung auf den richtigen Standpunkt gestellt, daß im 18. Jahrhundert und daher auch im Gedanken des Dichters die politische Ständeeintheilung weit hinter die soziale Gliederung zurücktritt. Hehn beruft sich auf Aurelie in Wilhelm Meister 4, 16 — und auf die Briefstelle an F. v. Stein: „Edelsheim ist auch hier, und sein Umgang macht mir mehr Freude als jemals, ich kenne keinen klügeren Menschen. Er hat mir Manches zur Charakteristik der Stände geholfen, worauf ich so ausgehe“ u. s. w.

Dabei habe ich einen wichtigen Zusatz zum Text zu machen. Das Bewußtsein der Auflösung der politischen Stände spricht sich auch in den politischen Anschauungen Goethes aus; ist doch auch bei Taine der Nachweis, daß die „Structur der Gesellschaft“ mit den berechtigten Factoren der Staatsverfassung sich nicht mehr entsprechend deckte, von so großer Wichtigkeit für das Verständniß der Revolution! Goethe besaß auch in dieser Beziehung ein vollkommenes Verständniß der Zeit. Eine weitere Benutzung des „Bürgergenerals“, des „Großtophta“ und der „natürlichen Tochter“ würde vielleicht noch manche Ergänzung zu der trefflichen Darstellung Hehns geben können. Die Bemerkung Goethes, es habe ihm „grenzenlose Bemühung“ gemacht, das schrecklichste aller Ereignisse (die französische Revolution) in seinen Ursachen und Folgen dichterisch zu gewältigen, und er hätte „sein poetisches Vermögen dabei fast unnützerweise aufgezehrt,“ möge hier zum Schlusse noch für die im Text vorangestellte Behauptung angeführt sein, daß Goethes gesammte Weltanschauung nur aus dem großen Risse erklärlich wird, der durch die französische Revolution in der modernen Welt entstanden ist. Unter den Gründen der Revolution hat Goethe 1823 übrigens auch den Mangel der Etiquette Marie Antoinettes angegeben, was gewiß ebenso zutreffend als charakteristisch für Goethe ist; Biedermann Gesp. Nr. 833.

6) Wenn ich nicht irre, sind in neuester Zeit Versuche gemacht worden, durch Deuteleien von Wahrheit und Dichtung auch an diesem entschiedenen Charakterzug Goetheschen Ahnungsvermögens Zweifel zu erregen.



## 7) Napoleon, Freiheitskriege und Vaterlandsliebe.

Unter den, die politischen Anschauungen Goethes betreffenden Ueberlieferungen macht alles das, was man die Napoleonfrage nennen könnte, in Bezug auf Feststellung des Thatbestandes, wie auf Beurtheilung des Verhaltens des Dichters uns Heutigen die größte Schwierigkeit. Ich habe daher zur Charakterisirung des politischen Goethe diesen Gegenstand gleich an die Spitze der Betrachtung gestellt und fühle mich veranlaßt, mit meiner Ansicht nicht zurückzuhalten. Mit Schönfärbereien ist hierbei nichts geholfen, man muß der Sache offen ins Gesicht sehen. Von den den Dichter compromittirenden Ueberlieferungen sind übrigens nicht die von Morich im G. J. XIV, 242 erwähnten Stellen das schlimmste und bedenklichste, sondern vgl. besonders Biedermann Nr. 584, 593, besonders S. 113, 114, ferner 595 b. Weiter die Mittheilungen des preußischen Artillerie-Offiziers Bd. VIII, S. 296 und besonders 334 und 335. Auch kann wohl Biedermann Nr. 263, II, 110 hierher gerechnet werden, obwohl es eine Kiemeische zurechtgemachte Darstellung über Vaterlandsliebe ist. Endlich die Tagebuchnotiz vom 4. Nov. 1813: „Was mich über diese Tage tröstet“ u. s. w. Die oft citirten in Dresden gesprochenen Worte von den Ketten sind nicht nur sehr unschuldig, sondern lassen ja gerade das Gegentheil erkennen, daß nämlich Goethe die französischen Ketten als Ketten anerkannte, und empfand. Dagegen lassen die erwähnten Stellen die Deutung zu, daß Goethe das Schlachtenglück der verbündeten Armeen ungern gesehen habe.

Was feststeht, ist daher 1. daß er mit dem bestehenden Rheinbündlerischen Zustand zufrieden war. 2. Daß er sich von den Siegen der Verbündeten in Bezug auf die Zukunft Deutschlands wenig versprach.

Für letzteres sind dann die Gespräche mit Luden, über die Unfertigkeit und Unreife Deutschlands und die Bemerkung (Biedermann III, S. 106), daß die Deutschen immer nur ihre politische Lage im Hinblick auf den Westen, aber nicht im Hinblick auf den Osten beurtheilten, entscheidend.

In Bezug auf den ersten Punkt ist nun zu beachten:



a) daß der Minister Voigt durchaus auf demselben Standpunkt, wie Goethe sich befand, wobei die persönlichen Schicksale des Sohnes von Voigt auf die Weimarische Gesellschaft noch insbesondere einen für Napoleon außerordentlich günstigen Eindruck machten. Aber auch bei Voigt ist die Wendung, wie bei Goethe, eine rasche, plötzliche und durchaus correcte in dem Augenblicke, wo der Sturz des Imperators und die Vertreibung der Franzosen vom deutschen Boden gesichert waren. Vgl. die treffliche Einleitung Jahns zum Briefw. Goethes mit Voigt S. 105—108. Daraus ergibt sich der Schluß, daß die Auffassung dieser Männer von den Begebenheiten eben eine sehr nüchterne war, wie sie sich aus dem Geschäftsleben aller in den politischen Dingen damals in Wirklichkeit mitten drinnen stehenden Männer, die einen Begriff von Verantwortlichkeit hatten, vollkommen erklärt. Vgl. die Aufzeichnungen von Begeulins, Ernst, Ad. Denkwürdigkeiten zc. S. 50 u. a. a. D., aus denen hervorgeht, daß die verständigen Leute in Preußen, voran Hardenberg, ganz genau von denselben Stimmungen, Befürchtungen, Zweifeln und Hoffnungen geplagt wurden, wie die zu noch viel größerer Unsicherheit verdamnten Minister der Duodezstaaten. Hier zeigt sich mithin alles, was wir von Goethe wissen, höchst natürlich, selbstverständlich und seiner Stellung anpassend. Man kann es zwar begreiflich finden, daß ein talentvoller Primaner, der die Biographie Goethes liest, den Wunsch hegt, der geliebte Dichter des Goetz hätte auch geharnischte Sonnette schreiben sollen, in Wahrheit hätte sich aber der Weimarische Minister Goethe als ein 65 jähriger Don Quixote vorkommen müssen, wenn er das gethan hätte.

b) Die Zufriedenheit mit den bestehenden Zuständen des Rheinbunds war überhaupt größer, als es einer pathetischen und in Folge dessen nachgerade etwas anrücklich werdenden Geschichtsklitterung einzugestehen beliebt. Sehr große Geister unserer Nation haben sich insbesondere in Süddeutschland für überzeugt gehalten, daß durch den Zusammensturz der neuen Verhältnisse, die größten Thorheiten vergangener Zeiten wieder aufleben würden, und alles das, was der neuen Zeit zu verdanken war, in



Gefahr gerathen würde. Ich rede nicht von Leuten wie Montgelas und Dalberg, sondern vom großen Philosophen Hegel. Er schreibt 1806 . . . zweifle nicht daran, daß im Rücken der Armee der Postenlauf ist frei circulirt. Wie ich schon früher that, wünschen nun alle der französischen Armee Glück, was ihr bei dem ganz ungeheuren Unterschiede ihrer Anführer und des gemeinsten Soldaten von ihren Feinden auch gar nicht fehlen kann."

Am 23. Dez. 1813. Der Preis der Einquartirung in den Schenken ist für 1 Russen 1 fl. 12 kr. — für 1 Oesterreicher 1 fl. 52 kr. (für 1 Franzosen war es 48 kr.), für 1 Bayer 36 kr., für 1 bayr. Rekruten 24 kr., welcher Gradationsstempel! Der Russe ist eben dreimal theurer als ein bayr. Rekrut um 3 Qualitäten willen 1. des Stehlens; 2. der Läuse; 3. des entsetzlichen Branntweinsaufens (jedoch in Ansehung des ersten Punktes kann ich den Russen zur Ehre bezeugen, daß ich von einem Oesterreicher bestohlen worden) . . . wenn wir das erlangen, was wir zu erlangen wünschen, sehe ich das für eine überschwengliche Frucht der vertriebenen Unterdrückung an — um so mehr, wenn die hiesige Pastete zur alten Herrlichkeit zurückerblihen sollte; — ungeachtet der edlen Frucht der neuen Freiheit, die Zeitungen, sowie die Briefe und Erzählungen mit lauter Lügen frank und frei anfüllen zu dürfen, ist so viel zuverlässig, daß Herr von Gündertode nun Chef (vormals Schöff) in Frankfurt an Jemand in hiesiger Nähe geschrieben . . . daß Leipzig, Nürnberg, Frankfurt eine eigenthümliche Verfassung erhalten sollen, und zwar mit besonderer Garantie der Engländer!"

Und am 10. April 1814. „Unsere Regierung hat nun den Besitz ihrer erlangten Freyheit ausgeübt und die durch das französische Joch gekränkte Souveränität der Welt und ihren Unterthanen gezeigt . . . . Ob wir außer dieser auch noch andere Folgen der Befreyung und Früchte der Lasten erhalten sollen, wollen wir ruhig abwarten.“

29. April: „Gott weiß, was alles unter diesen Tschuwaschen verstanden sein mag; — daß das Publikum hofft und der



Pöbel überzeugt ist, wieder reichsfrey zu werden, habe ich oben schon bemerkt; sie hoffen die guten alten Zeiten wieder zurück, dann kann man, drückte sich einer aus, doch wieder einen um 16 Bazen eine Ohrfeige geben; (denn soviel kostete dieß unter der vorigen Regierung) — und empfangen, denkt der andere hinzu.“

Mögen diese Stellen genügen, um einigermaßen das Verständniß für Aeußerungen und Meinungen Goethes in der Zeit der Befreiung Deutschlands zu befördern. Allerdings blickt man da in eine ungeahnte Nüchternheit — aber der rechte Staatsmann wird immer eine große Portion von dieser Eigenschaft nöthig haben.

In Bezug auf den zweiten Punkt, die Unsicherheit der Zukunft Deutschlands betreffend, ist folgendes zu erwägen:

a) „Zuerst Ludens Referat über das Gespräch vom November 1813: „Es ist wahr, Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener, dafür aber sehe ich Kosaken, Baschkiren, Kroaten, Magyaren, Kassuben, Samländer, braune und andere Husaren. Wir haben uns seit einer langen Zeit gewöhnt, unsern Blick nur nach Westen zu richten und alle Gefahr nur von dorthier zu erwarten, aber die Erde dehnt sich auch noch weithin nach Morgen aus.“

Die Ludenschen Aufzeichnungen denke ich mir in den Hauptsachen auf gewissen Niederschriften unmittelbarsten Eindrucks beruhend, gleichwohl ist die gesammte Darstellung sehr gekünstelt, und scheint als Ganzes betrachtet ein Werk späterer Erinnerung. An der citirten Aeußerung halte ich aber um so lieber fest, weil sie wiederum den Beweis einer außerordentlich großen Voraussicht und eines eminenten politischen Urtheils über die „Lagen“ wie Fürst Metternich sagte, darbietet. Goethe hat nicht verkannt, daß Deutschland einer starken östlichen Strömung entgegengeht und sein Urtheil war um so unbefangener, als er nachmals erkennen ließ, daß ihm die heilige Allianz nichts abschreckendes darbot. Allein als Kenner und Schätzer der historischen That- sachen, zweifelte er keinen Augenblick, daß im Großen und



Ganzen in Europa an die Stelle Frankreichs — Rußland und Oesterreich als dominirende Mächte treten, und er hatte richtig gesehen und recht behalten.

b) Die spezielle Zukunft Deutschlands betreffend, so fehlen uns alle Anhaltspunkte, um zu erkennen, was von diplomatischen und vertragsurkundlichem Material der Jahre 1813, 1814, 1815 Goethe vorgelegen hat. Die allgemeinen Redensarten, die uns Luden über den tiefen Schlaf Deutschlands mittheilt, — mögen, wenn sie genau so von Goethe geäußert wurden, die „schmerzvolle Resignation“ Goethes und die „Thränen“ Ludens dramatisch erklären können, aber einen anständigen Werth für Goethes politische Ansichten in diesem Falle haben sie nicht. Aufrichtig gestanden, ich glaube kein Wort von der „schmerzvollen Resignation“ — ich halte dieselbe für eine richtige Professorenweisheit und dazu für eine Eitelkeit, die bestrebt ist, sich die höfliche Zurechtsetzung, welche Luden erfahren hatte, so auszulegen, als habe Goethe Welt Schmerz gehabt, während er nur von der Thorheit Ludens, in Jena! ein Weltblatt herausgeben zu wollen, welches noch dazu den erschütternden Namen „Nemesis“ führen sollte, allerdings sehr schmerzlich berührt gewesen sein wird. Goethe schmerzvolle politische Resignation zuzuschreiben, muß einem wirklich wie ein schlechter Scherz vorkommen.

c) Die rege Theilnahme an den Friedens-Geschäften der Mächte nimmt man aus der Correspondenz mit Voigt wahr, die aber erst von dem Moment an, wo der Herzog mit von Gersdorff in Wien weilte, theilnahmsvoll zu werden beginnt. Goethe findet dann freilich in den Berichten von Gersdorffs allen Grund sich zu beglückwünschen, daß er in Wien nicht nöthig habe, diplomatische Dinners mitzumachen. Daß er überhaupt mit dem Gang des Wiener Congresses nicht sehr zufrieden war, scheint sicher. Er macht, es sei dies zur Freude aller liberalen deutschen Biedermänner gesagt, sogar böse Bemerkungen über die Seelenzählungen und über die „armen Seelen im preußischen Fegefeuer“ und über die „Begünstigung der Mediatisirten.“ Etwas näheres weiß man indessen nicht, es



wäre natürlich nöthig zu erfahren, wie er über die sächsische Frage gedacht hat — archivalische Studien haben sich mir über diesen und andere Punkte nicht eröffnen können. In Bezug auf Goethes correcte Staatsgesinnung, denn so würde ich bezeichnen, was ihn ziert, vgl. auch Nr. 188 bei Jahn, besonders wegen der Franzosen.

Persönliche Beziehung zu Napoleon. Ich gestatte mir auch über diesen vielbesprochenen Punkt um so mehr meine Meinung vorzutragen, als sich das Material in letzter Zeit so wesentlich vermehrt hat.

Das Benehmen Goethes gegenüber Napoleon hat ebenfalls zu den wunderbarsten Angriffen und andererseits auch wieder zu größten Lobsprüchen Anlaß gegeben. Dem einen wie dem andern Zuge philisterhafter Herzensergießungen vermag ich nicht zu folgen. Goethe benahm sich eben, wie ein Weltmann in einer außerordentlichen Lage sich selbstverständlich benehmen wird; und wenn etwas zu einer Verschiedenartigkeit der Auffassung Anlaß geben könnte, so wäre es höchstens die Frage, ob der große „Täuscher der Welt“ auch über die Menschenkenntniß eines Goethe einen kleinen Triumph davon getragen. Um dies zu bestimmen, ist es zunächst nöthig, den Thatbestand festzustellen. Wir haben die Aufzeichnung in den Tag- und Jahreshesten, ferner die „Erinnerungen aus den Kriegszeiten“ von F. v. Müller und Lewes' Mittheilung aus unbekannter Quelle; alles zusammen Biedermann II, 219—226. Die gelegentlichen Gesprächsbemerkungen Goethes aus späterer Zeit dienen zur Ergänzung der Tag- und Jahresheste. Dazu kommt nun Talleyrand I, 426—429, 434, 442, 443. Vgl. Geiger in d. „Nation“ 1892 Nr. 32 und G. J. XIII. 252. Goethe sagte von seinen eigenen Aufzeichnungen, daß sie unvollständig seien, er habe sich durchaus nicht bestimmt gesehen, irgend jemandem alles das mitzutheilen, was gesprochen worden. Er bemerkte ausdrücklich, er fürchtete den Klatsch. Dabei wird es aber als Axiom gelten müssen, daß an demjenigen, was er mittheilt, nicht gerüttelt werden darf; die Mittheilungen v. Müllers besitzen keinen unmittelbaren Werth; wie schon Herr v. Biedermann bemerkt,



sind die Thatsachen auch chronologisch verwirrt worden. Was Lewes bringt, zeichnet sich merkwürdigerweise dadurch aus, daß er die Aufforderung Napoleons, den Tod Caesars zu schreiben, sowie die Einladung nach Paris auf den 6. Okt. verlegt. Die große Frage ist nun: wie verhält sich die Darstellung Talleyrands zu unsern Weimarischen älteren Quellen? Höchst bedenklich ist nun folgendes. Goethe sagt ausdrücklich: nachdem der erste Theil des Gesprächs beendet war, wandte sich Napoleon wieder zu Daru und sprach mit ihm über die großen Contributionsangelegenheiten: „Ich trat etwas zurück und kam gerade an den Erker zu stehen, in welchem ich vor mehr als dreißig Jahren zwischen mancher frohen auch manche trübe Stunde verlebt, und hatte Zeit zu bemerken, daß rechts von mir nach der Eingangsthüre zu, Berthier, Savary und sonst noch jemand stand. Talleyrand hatte sich entfernt.“

Das Gespräch, welches Talleyrand anführt, endet dagegen mit der gänzlichen Verabschiedung Goethes von Napoleon, nachdem eine Masse von Personalfragen und -Antworten berichtet wurde, welche doch offenbar nur in dem zweiten Theil des Gesprächs stattgefunden haben konnten, als der Kaiser „durch eine Art Manöver Goethe von den übrigen Gliedern der Reihe abschneitt“. Goethe sagt, diese Personalien wären geheim besprochen worden. Es ist also unmöglich, daß Talleyrand das, was von Dalberg und dem Kaiser von Rußland hier erwähnt wird, selbst gehört hat. Ebenso sind die Worte „Adieu, monsieur Goethe,“ da wir an der Wichtigkeit der Tag- und Jahreshefte festhalten, von Talleyrand mit eigenen Ohren niemals gehört worden. Es kommt also alles auf die Zuverlässigkeit der folgenden Worte Talleyrands an: „Je suivis M. Goethe et l'engageai à venir dîner chez moi. En rentrant, j'écrivis cette première conversation, et pendant le dîner, je m'assurai par les différentes questions que je lui fis, que telle que je l'écris ici, elle est parfaitement exacte.“ —

Goethes Tagebuch enthält zum 1. Oktober die Notiz: „Zu Tafel bei Champagni“; auch der Tischnachbar, Bourgoing wird angeführt.

Am 2. Oktober aß Goethe beim Herzog mit der Prin-



zessin von Taxis und der Herzogin von Hildburghausen, am 3. im Geleitshaus, am 4. „Um 2 Uhr nach Weimar.“ Die Angaben Talleyrands können mithin nicht bestehen. Auffallend ist ferner, daß Goethe fast nie von Talleyrand gesprochen hat. Der Inhalt der Talleyrandschen Gespräche reitet überdies in merkwürdiger Weise auf gewissen Steckpferden. Man könnte doch glauben, daß Napoleon gewiß nicht so unklug war, immer wiederum seine Tacitus-Ansichten vorzubringen. Die ganze Uebersetzung macht eben den Eindruck, wie wenn die Talleyrandschen Aufzeichnungen durch entsprechende Ausdehnungen auf möglichst vielen Seiten und Blättern gedruckt werden sollten. Ich halte daher dafür, daß man zur Beurtheilung der Goetheschen Stellung gegenüber Napoleon sich am besten an dessen eigene Erzählungen und an das, was der zuverlässige Kanzler v. Müller nach Goethes anderweitigen Bemerkungen hinzufügt, einfach zu halten hat. Ich unterlasse es selbstverständlich, in die große Talleyrandsche Memoirenfrage (vgl. Geiger in der Nation und darnach auch Koloff in Preuß. Jahrb. Bd. 71, S. 176) tiefer einzudringen; mit der verhältnißmäßig kleinen Erfurter Angelegenheit läßt sich keine Entscheidung für das Ganze gewinnen. Aber viel zu weit geht jedenfalls Herr von Biedermann im G. J. 1893, S. 284. Zuzugeben ist demselben, daß mehrere Punkte der Napoleonischen Bemerkungen (Tacitus, wenn auch nicht immer wieder von ihm geredet sein wird, Dalberg u. A.) sehr glaubwürdig bei Talleyrand überliefert sind, aber über die oben angeführte Dinerfrage wird man keineswegs hinwegzukommen vermögen, und es wundert mich, daß Herr von Biedermann davon keine Notiz nahm. Meine Vermuthung ist diese, daß dem Herzog von Broglie eine authentische Aufzeichnung vorlag. Das Bedenklichste für seine Erweiterungen ist dagegen der folgende Umstand. Als Band I der Talleyrandschen Memoiren erschien, hätte man zwar schon in Paris wissen können, daß Goethe am 2. Oktober bei Talleyrand nicht dinirt hat, aber! — man hätte expreß für den Druck den ganz kurz vorher erschienenen 3. Band (S. 381) der Tagebücher in der Weimarer Ausgabe ansehen müssen; da aber das Manuscript vom Herzog von Broglie schon erheblich früher vor-



berichtet worden sein wird, so ist es allerdings sehr fatal, daß er sich durch die Tag- und Jahreshefte täuschen lassen konnte, denn in diesen hat Goethe nichts davon gesagt, daß er am 2. Oktober beim Herzog gespeist habe. Damit wird diese Frage denn wohl erledigt sein.

Der Kern von Talleyrands Erzählung steht im Uebrigen nicht im Widerspruch mit dem Weimarischen Quellenbestand, sondern deckt sich bis auf wenige Einzelheiten in ganz erwünschter Weise. Das Wichtigste, Napoleons Bemerkung zu Werthers Leiden, enthält sie jedoch nicht. Talleyrands Darstellung ist echt französisch gefärbt, sehr äußerlich und ohne jede tiefe psychologische Zeichnung.

Suchen wir den Eindruck und die Stimmung Goethes nach dem merkwürdigen Besuch kurz zu bezeichnen, so dürfen wir sagen, die Wertherepisode hatte den Dichter gefangen genommen. Vieles Geistreiche, was der Welteroerer hinwarf, hatte auf Goethe einen unvergeßlichen Eindruck gemacht, aber Napoleons Aeußerung über Werther hatte ihn in den Bannkreis des großen Corsen gezogen. Umgekehrt stellt sich die Frage dar, welche Rolle Napoleon, objektiv betrachtet, gespielt hat.

Man ist ja sehr berechtigt, wie man den großen Spieler heute kennt und zu beurtheilen im Stande ist, vorauszusetzen, er werde auch den Größen unserer Nation gegenüber seiner Kunst haben Ehre machen wollen. Und es hat Leute gegeben, welche so weit gingen, zu behaupten, Napoleon habe überhaupt erst eben in Erfurt von der Existenz Goethes etwas erfahren. Wenn er die Comödie so weit getrieben hätte, so müßte man aber annehmen, daß er sich noch durch viele Jahre später immer von neuem bemüht hätte, das Lügengewebe seiner Wertherkenntniß fortzuspinnen. Denn dann müßte auch das Verzeichniß Bouriennes von den nach Aegypten mitgenommenen Büchern, unter welchen sich der Werther befand, ebenfalls davon beeinflusst sein. Wie wäre das anzunehmen! Goethe las auch Bouriennes Buch im Jahre 1829 und hat sich über die betreffende Notiz lediglich gefreut. —

Ein anderes Bild von dem Betragen Napoleons gewinnt



man freilich, wenn man die Situation im Allgemeinen in Betracht zieht. Wäre Goethe mißtrauischer gewesen, so hätte er sich vielleicht über eine Audienz wundern können, bei welcher der Imperator recht absichtlich Staatsgeschäfte durch eine geistreiche Conversation zu unterbrechen verstand, sich bald an diesen, bald an jenen der Anwesenden wendete und sich in einer Ungezwungenheit zu zeigen liebte, die etwas theatralisches hatte. Bleibt es überdies fraglich, ob die berühmte Phrase gelautet habe „Vous êtes un homme“ oder „voilà un homme“, so kann doch jedenfalls darüber kein Zweifel sein, daß die plumpe Absicht etwas stark hervortrat.

Aber sollte denn Goethe, nachdem er so viele Jahre den Mann des Tages schildern gehört hatte, nicht auf das gewaltsame, auffällige, zum Theil schauspielerische Wesen vorbereitet gewesen sein? Und sollte er sich denn in einer ewigen Selbsttäuschung gehalten haben, wenn er trotz dieser sicherlich guten Vorbereitung auf den Besuch immer wieder von dem Dämonisch-imposanten des körperlich ihm so wenig gewachsenen Welteroberers sprach?

Alles in Allem: von kleinlichen Dingen, wie Eitelkeit, Gefallsucht, Charakterchwäche, Unterwürfigkeit und Aehnlichem in Bezug auf die Napoleonsfrage Goethes zu sprechen, beweist eine untergeordnete Auffassung ähnlicher Begegnungen und eine Kammerdiener-artige Voraussetzung von solchen Leuten, welche nicht an die natürliche Größe und den innern Werth des Menschen wirklich zu glauben im Stande sind. Goethe hat Recht gehabt, daß er in dem innern Antheil, den sein „großartiger Dämon des Jahrhunderts“ an ihm durchaus nicht unredlich bekundete, eine stolze Befriedigung befand.

8) Goethe beruft sich auf das Buch von Clemens von Hügel über Spanien, doch betone ich das vielleicht im Texte, denn es ist wohl nicht unmöglich, daß der sehr schöngeistige, österreichische Diplomat Goethen seine Verfasserchaft in irgend einer Weise bekannt gegeben hat. Goethe war mit H. v. Hügel am 9. Juli 1815 auf dem Johannisberg beim Fürsten Metternich zusammengetroffen.



9) Wenn ich die Aeußerungen des Königs Leopold über die Metternichische Politik in der Griechenfrage in Betracht ziehe, vgl. meine Abhdlg. in der Deutschen Revue, so drängt sich mir die Vermuthung auf, daß Goethe seine Ansicht von den griechischen Angelegenheiten bei einem der Karlsbader Aufenthalte durch Mittheilungen aus der österreichischen Staatskanzlei gewonnen haben wird. Dem künftigen Biographen Goethes wird ja überhaupt die Aufgabe zufallen, viele persönliche Quellen politischer Einsichten aus den Karlsbader Aufhalten zu entnehmen und nachzuweisen. Ich kann mich im Augenblick nicht rühmen, so weit vorgedrungen zu sein, bin aber überzeugt, daß das doctrinäre Gerede von den Ideen und Ansichten, die von irgend welchen Kathedern aus die politische Erleuchtung Goethes bewirkt haben, ganz und gar wegfallen muß.

10) Ueber den Oksenschen Handel ist viel geschrieben worden, und er kann in der That nicht ernst genug, namentlich auch im Hinblick auf Goethes politischen Reumund genommen werden. Wenn man dem Ursprung des ganzen freisinnigen Gezetes über Goethes reactionäre Gesinnungen nachspürt, so wird man immer auf diese Oksensche Angelegenheit und überhaupt auf Jena hingewiesen sein. Die hier ausgekochten politischen Weisheiten, welche eine kindliche Geschichtsschreibung zu verhimmeln nicht aufgehört hat, sind eigentlich die Hauptquelle des ganzen Mißverständnisses geworden, das man verbreitete, um den alten Goethe zu ärgern. Ich unterlasse es, in eine breitere geschichtliche Darlegung der Verhältnisse einzutreten. Ich bemerke nur, daß ich mehrere, auf das Wartburgfest und ähnliches, bezügliche Ueberlieferungen (v. Biedermann Nr. 703 ff.) für das reine Blech halte, um nicht einen andern Ausdruck zu gebrauchen wie sich durch von Müllers Mittheilungen völlig sicher erweist, Da Goethe im Uebrigen nach dieser Seite gar nicht im Vordergrund der Ereignisse stand, so darf man sagen, daß sein böser Reumund doch lediglich auf die Oksensche Sache zurückleitet und hier ist es nöthig, die Stellung Goethes zu Jena in jenen Jahren überhaupt einigermaßen zu revidiren.



Wir besitzen durch das große Verdienst der Herrn Dr. Wahle jetzt endlich einmal ein Hauptzeugniß über die Verhältnisse der Jenaischen Akademie, welches man als Commentar zu dem Gutachten über die Dfensche Isis betrachten kann. Goethe schreibt nämlich am 11. August 1809 von Jena aus in Theatersachen an den Commissionssekretär Witzel unter Anderm: „denn bei unserm Theater kommt es mir oft, wie bei der hiesigen Akademie vor: es ist als wenn die Welt nur für die Groben und Impertinenten da wäre, und die Ruhigen und Vernünftigen sich nur ein Plätzchen um Gotteswillen erbitten müßten.“ Schriften der Goetheges. VI, 202. Die fundamentale Bedeutung dieser Stelle für die Dfensche Sache leuchtet ein: Goethe fand also schon im Jahre 1809 an der Jenaer Universität nur die „Groben und Impertinenten“ von Einfluß und Ansehen. Wenn nun Goethe in dem Gutachten gleich von vornherein voraussetzt, daß Dfen, wenn man ihn citirte, wahrscheinlich „unverschämt“ werden würde, so zeigt sich, daß hier eine und dieselbe Grundansicht über die weltbewegenden Jenaischen Celebritäten vorhanden war. Es würde nun natürlich mehr eine angenehme Aufgabe des Geschichtsschreibers der Jenaer Universität, als eines Essayisten über Goethe sein, zu erforschen, welche Professoren Goethe zu den „Groben und Impertinenten“ und welche er zu den „Ruhigen und Vernünftigen“ gerechnet hat. Ohne mich hierüber auf Vermuthungen einlassen zu dürfen, scheint mir doch die Annahme gerechtfertigt, daß einzelne öffentliche Professoren-Denkmalen von Jena in einem gewissen Gegensatz gegen die Anschauung Goethes dastehen dürften, und daß also allerdings ein persönliches Verhältniß angenehmer Art zwischen den an der Akademie herrschenden „groben und impertinenten“ Leuten und Goethe nicht bestanden hatte, als der Dfensche Handel den vielen Staub aufwirbelte, der in den deutschen Geschichtsbüchern meist noch heute auffliegt, wenn man die Blätter von 1815—20 aufschlägt. Allerdings fällt Goethe etwas später ein etwas besseres und beruhigteres Urtheil über „die meisten Dozenten“: „es sind gelehrte, einsichtige gute Männer, jeder für sich betrachtet, schätzenswerth; wenn sie sich



nur unter einander vertragen könnten! Da aber dieses in der ganzen Menschheit nicht zu liegen scheint, so wollen wir es auch nicht von dieser Gesellschaft verlangen." (Zahn, Voigt, S. 328.)

In dem „Gutachten“ tritt aber wieder die Verstimmung über die schon geübten oder noch zu erwartenden Impertinenzen Orens hervor: „Will man, damit ich nichts verhehle, abwarten bis er seine neuen Kollegen, mit denen er in offener Fehde liegt, antaste und zu einer Zeit, da man Eichstädt verboten, die Werke Jenaischer Professoren zu recensiren, neu angekommene Männer, wahrlich nicht unverwundbar, preisgeben?“

Wie man sieht, ist die ganze Behandlung der großen, die deutschen Geschichtsbücher bis auf den heutigen Tag erschütternden Angelegenheit von Goethe in einem höchst persönlichen Sinne und in diesem Falle in einer wohlwollenden Weise behandelt worden. Sehr wohlwollend, wenn auch mit unseren heutigen Preßanschauungen im vollsten Widerspruch stehend, ist auch Goethes Argument, daß man den Jenaischen — doch wohl zu der „grob und impertinenten“ Partei gerechneten Professor doch nur dadurch davor bewahren können, daß er etwa von jungen Mecklenburgern mit „Hexspeißen“ „lederweich traktirt“ werden könnte — wenn man seine Zeitschrift einfach verbietet und unterdrückt. Das Menschliche dieses Mittels wird man also nicht leugnen können. Es war sehr unrecht von den „Impertinenten“ Jena, daß sie nicht wenigstens dieses Zugeständniß unserm Dichter gemacht haben, als sie die Fabel von seiner reactionären und fürstenthumlichen Gesinnung in alle Welt hinaus schrieen. Was den sachlichen Theil des Gutachtens betrifft, so ist festzuhalten, daß Goethe eine gesetzliche Regelung der gesammten Preßangelegenheiten forderte. Er gebraucht den Ausdruck „gesetzliche Censur“. Ich halte es nicht für erwiesen, daß er dabei an eine Präventivcensur dachte, wie sie in Oesterreich eben wieder eingeführt worden war, zumal als auch der frühere Weimariische Zustand gewiß sehr wenig Ähnlichkeit mit der Censorenscheere darbot, die den Grund des Hasses und der Beschwerden der literarischen Kreise aller Orten gegeben hatte.

Das Goethesche Gutachten ist bei Vogel, Briefwechsel des



Großherzogs Karl August mit Goethe II. 88, Nr. 354 abgedruckt. Eine Collation, die ich mit Direktor Burkhardt zusammen für dessen Handeremplar mit dem Original vornahm, hat ziemlich viele Textverbesserungen ergeben. Die Gutachten der übrigen geheimen Räte, die in demselben Aktenband stehen, wären zur Vergleichung zu veröffentlichen erwünscht. Daß Karl August dem Oksenschen „Wahnsinn“ nicht sofort steuerte, scheint Goethe verdrossen zu haben, — er war dann aber auch mit der Maßregelung Oksens im Jahre 1819 unzufrieden und äußerte sich sehr merkwürdig darüber; die Aufzeichnung v. Müllers lautet: 1819. 16. Juni: „Die Okseniade gab reichen Stoff. Wir scherzten über das, was die Studiosen am 18. Juni vornehmen könnten. Als Alle hinweg waren, scherzte Goethe noch lange darüber; das Schlimmste sei, wenn man sich zu Extremen zwingen lasse. Man müsse das Extrem auch extrem behandeln, frei, grandios, imposant. Man hätte Oksen das Gehalt lassen aber ihn exiliren sollen.“

Man sieht, Goethe nahm einen hoch über dem Jenenser Lärm stehenden sogar heiteren Standpunkt ein. Auch ist mir durch das Studium der Weimarer Verhältnisse mehr und mehr die Schrift von Megidi, Aus dem Jahre 1819, bedenklich geworden. Daß man speciell gegen v. Fritsch die von Megidi angenommenen Intriguen Oesterreichs gerichtet glaubt, kann ja gar nicht sein, da v. Fritsch der allergrößte Feind der Preßfreiheit war, und ebenso wie Goethe ganz zufrieden mit den Karlsbader Beschlüssen gewesen ist. Unter diesen Umständen darf man sich auch erinnern, daß Metternich am Geburtstag Goethes in Karlsbad einen besonders warmen und freundlichen Toast auf den Dichter ausgebracht hat. Und recht mit Absicht scheint Goethe zum Jahre 1819 in die Jahresheste aufgenommen zu haben, daß er in Karlsbad an Metternich „wie sonst einen gnädigen Herrn“ fand. Da er ja die Conferenzenzeit mitgemacht hat, so ist es recht bezeichnend, daß er von der österreichischen Niederträchtigkeit gegen Weimar, welche Megidi versichert, nicht das mindeste gemerkt hat. Man sieht also — wie die ganze Sache der reine Preßliteratenschwindel war!



11) **Goethe und Karl August.** Vor Allem fühle ich mich verpflichtet, den außerordentlichen Nutzen und die ungemeine Arbeitserleichterung dankbarst anzuerkennen, die abgesehen von andern bekannten allgemeinen Werken Dünkers, durch dessen in der Goetheliteratur einzig dastehendes Werk „Goethe und Karl August“, 2. Aufl. 1888 mir zu Theil geworden ist. Da dieses Buch dem Arbeitenden genau das bietet, was für die ältere deutsche Geschichte die Böhmerischen Regesten sind, so hat mich Dünkers Leistung als Historiker ganz besonders angeheimelt, wenn ich auch gestehe, daß mir Böhmers Regesten wegen der Chronologie und den Rubriken noch bequemer waren. In einzelnen Punkten, betreffend die Interpretation Goethescher Briefstellen, gestehe ich, zuweilen von Dünker abzuweichen, indem es mir scheint, daß er mancher Aeußerung Goethes im Tagebuch, oder in Briefen eine Tragweite beilegt, die ich nicht anzuerkennen vermöchte. Es bezieht sich dies hauptsächlich auf die Verhältnisse zu Karl August. Es ist zwar ein schönes Bestreben, den Grad der Freundschaft gleichsam von Tag zu Tag abmessen zu wollen, allein dieser Versuch beruht auf einer unsicheren Voraussetzung. Nach Dünker ist Goethe zu Neujahr mit dem Herzog vertrauter als je und am 10. Januar sehr verzürnt; bald giebt er „seinem Herrn wieder eine Lection“ und bald ist er „wieder gut“. Diese ganze Art, durch Wortklaubereien aus Tagebüchern und vertrautesten Briefen eine Situation zu zeichnen, ist, wie mir zu sagen gestattet sein mag, unglücklich. Wenn jeder Minister, der mit seinem Fürsten über die Anzahl der zu unterhaltenden Soldaten einen Streit, beziehungsweise eine „unterthänigste Meinungsverschiedenheit“ gehabt hat, in ein Tagebuch geschrieben hätte, er habe über „militärische Macaronis“ verhandelt, so könnte man am Ende den Beweis erbringen, daß die ganze Staatsverwaltung aus lauter Händeln und Feindseligkeiten zwischen Beamten und Landesherrn bestanden habe. Eines der schlagendsten Beispiele eines verfehlten Gebrauchs von über die Lebensgeschichte Goethes heute eröffneten Quellen wird aus Anlaß eines Briefes Goethes an Karl August über die Saujagd auf dem Ettersberg geliefert. Vogel hat diesen



unglückseligen Brief unter Nr. 21 der Welt mitgetheilt und ich möchte wahrlich nicht so viele falsche Schlüsse in meinem Leben gemacht haben, als vermuthlich in den Köpfen Saujagd feindlicher Leser — und diese sind bekanntlich die Mehrzahl — bei dieser Gelegenheit entstehen. Nun kann man aber versichert sein, daß seit Maximilian, dem letzten Ritter, noch nie ein großer Jagdherr existirt hat, dem seine Beamten nicht die beweglichsten und erschütterndsten Vorstellungen über Wildschaden und Bauernbeschwerden gemacht haben. Jeder, der so viel Gelegenheit hatte, wie ich in meinem Leben, alte Archive zu sehen, wird bestätigen, daß überall ganze Fascikel von dergleichen „Aktenstücken“ existiren, wie in Nr. 21 des Goethe'schen Briefs. Der einzige Unterschied ist der, daß der Goethe'sche Brief keine so gewöhnliche amtliche Form hat, weil eben Goethe überhaupt das Glück hatte, viele Geschäfte mit seinem Herrn in einer persönlich freieren Form abwickeln zu können. Will man durchaus annehmen, daß Goethe kein Freund der Saujagd war, so läßt sich ja dagegen wahrscheinlich nicht viel einwenden, obwohl ich nicht einmal dies für erwiesen erachte. Um seinen Eifer für Abschaffung der Schweine auf dem Ettersberge übrigens fachmännisch zu beurtheilen, müßte ich vor Allem wissen, ob der Saupark eingefriedigt war, oder nicht, was freilich leider nicht der Fall gewesen sein wird. Für das Verhältniß Goethes zu Karl August scheint mir aber die ganze Sauerei durchaus irrelevant.

11a) Ausgabe der Goethegesellschaft. 27, 389.

12) *Ilmenau* von Bernhard Suphan, in dem Sammelwerke zum 8. Oktober 1892. S. 163—201. Ich möchte nur noch ausdrücklich hinzufügen, daß man wohl in dem Gedichte nur Andeutungen auf die innersten seelischen Empfindungen finden dürfte, und daß ich nicht glaube, Goethe habe eigentlich auf irgend ein äußeres Verhältniß anspielen wollen. Ich würde daher allerdings lieber den einen Satz Suphans missen: „Durch die Idee organischen Wachsthums hat sich Goethe überhaupt als Erzieher leiten lassen.“ Der Ausdruck ist ein unglücklicher,



zu welchem weder das Gedicht noch der bei Eckermann angeführte Commentar des alten Goethe dazu den leisesten Grund giebt. Auch in der neu festgestellten Lesart „und schuldig und beglückt“ liegt doch eigentlich nur ein Vorwurf, den sich Goethe gewissermaßen über mancherlei selber macht. Dieses mancherlei, auf welches das Gedicht anspielt, giebt nun aber Anlaß, sich einmal klare Rechenschaft von dem zu geben, was objektiv vorlag. Und da muß ich denn sagen, daß die Goetheforschung noch immer vielfach an das Geklatsche böser Weiber in Weimar erinnert, wo Eine der Andern über Goethe und den Herzog etwas ins Ohr raunt, beide dann höchst bedenkliche Gesichter machen und schließlich Niemand weiß, was eigentlich los war. Jeder thut so, als ob es sich um eine förmliche Falstaff-Pidoll-Heinz-Komödie aus dem 15. Jahrhundert handle, und schließlich weiß doch Niemand zu sagen, was denn Entsetzliches geschehen wäre. Ich gestehe, in Bezug auf das vielbesprochene „Treiben“, nichts als einige mehr oder minder artige Studentenstückchen erfahren zu haben, die einen ausgedehnten Schatz von seit mehr als 100 Jahren in diesen Gegenden lawinenartig vermehrten Anekdoten hervorbrachten; wollte man aber das „Schuldbewußtsein“ in dem Gedichte Ilmenau lediglich in erotischem Sinne aufgefaßt wissen, — da muß ich freilich sagen, daß, wenn Jemand schon in dieser Beziehung Ungewöhnliches voraussetzte, er sich bei dem Ilmenau-Commentar leider sagen müßte, die guten Vorsätze Goethes hätten gar nichts genützt, es hatte sich auch nachher nichts geändert. Die große „Wandlung“ wird wahrscheinlich doch nicht im Jahre 1783, sondern wie ich von Herzen gönne, erst bei den Sechzigern oder Siebzigern stattgefunden haben. Man vergleiche z. B. den amüsanten Brief Karl Augusts an Einsiedel aus Verdun vom 3. September 1792 (Schöll, Karl August-Büchlein S. 87), da war also Goethe in der Ilmenauer Nacht einmal ein schlechter Prophet gewesen, — er wird schon aber dergleichen menschenfreundlich weder für sich noch den Herzog wirklich gemeint haben; bleibt also von den bösen „Jugendjünden“ höchstens noch der Champagner, — glücklicherweise bekam er Beiden, dem Herzog, wie dem Dichter,



so gut wie der schwarze Kaffee dem Philosophen von Ferney. Wenn man es also recht erwägt, so denkt das Ilmenauer Gedicht, wenn man es auch noch so sehr im Sinne des moralischen Katers auffassen wollte, gar nicht an Jugendsünden im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern lediglich an die Nothwendigkeit des wachsenden Lebensernstes, der den Sterblichen bekanntlich nicht entgeht, und an den zu erinnern der Dichter wohl berufen ist.

Daß die Weimarische Gesellschaft unter dem Scepter der Frau Herder gewiß nicht die lautersten Wahrheiten über Goethe auf die Nachwelt gebracht hat, versteht sich von selbst. Ich vermag aber auch ein Zeugniß, wie das des guten Herrn von Trebra nicht so hoch anzuschlagen, wie der gelehrte Commentator von „Ilmenau“. Der brave Herr Oberberghauptmann sagt ja selber, daß er in recht gedrückter Stimmung zu den „Lustigen von Weimar“ gekommen sei. So nett, erfreulich und lebensvoll seine Aufzeichnung nach 40 Jahren auch war, so möchte aber doch auf die Beobachtung des damals noch ganz jungen Menschen durchaus kein großes Gewicht fallen dürfen. Daß er sich einbildete, Goethe — der Genius des ganzen Kreises!? — sollte diese Erkenntniß nicht erst aus den späteren Jahren des Oberberghauptmannes stammen? — hätte durch einen in überspannter Lustigkeit mitgemachten halben Schritt sich nur die Möglichkeit sichern wollen, „von der andern Hälfte desto gewisser, den heran reisenden mächtigen Freund zurückzuhalten“, ist doch nur eine nachträgliche Combination, für die nichts thatfächliches beigebracht wird. Man könnte glauben, in Goethe hätte ein wahrer Pestalozzi gesteckt! Man weiß nur leider zu gut, wie der ganze Pestalozzi Goethen so außerordentlich zuwider war. Conclusio: Mit den erziehlichen Momenten in dem Verhältniß von Goethe und Karl August ist es nichts. Man kann nicht genug scharf auf Suphans Worte verweisen: „denn ein bedeutender Charakter wird nicht erzogen, er erzieht sich selbst.“

Für das Verhältniß von Karl August und Goethe kommt endlich auch noch die gegenseitige Ansprache in Betracht und



hier verweise ich auf die in dem schon citirten Aufsatze von Hahn vorkommende treffliche Auseinandersetzung über Du, Er, Sie, Ihr, Euer im deutschen Sprachgebrauch. (Gedanken über Goethe S. 270—276.) Auf die gegenseitige Anrede von Karl August und Goethe ist im Besonderen leider nicht Rücksicht genommen. Ich bemerke daher: mit Du redet Karl August alle seine vertrauteren Diener an, Goethe, Einsiedel, Seckendorf; wahrscheinlich lassen sich noch mehr Beispiele finden. Zu den höheren Staatsbeamten sagt er Sie, sowie auch zu Herder und Schiller. Knebeln spricht er mit Ihr beziehungsweise Euch an. Wenn Karl August gegen Goethe scherzt, so gebraucht er irgend einen Titel, wie Excellenz, oder wohl auch Euer Hochgelahrtheit mit der dritten Person des Plural. Amtlich dagegen das gewöhnliche „Sie“.

Umgekehrt sagt Goethe immer Sie; in Schreiben, bei denen man an eine Kenntnißnahme dritter Personen denken könnte, wird je nach der feststehenden Titulatur stets „Durchlaucht“, „herzogl. Durchl.“, „königl. Hoheit“ vorausgeschickt. In gleichem Falle wird Höchstdero und Höchstihro gebraucht. Die Anrede in der Ueberschrift der Briefe ist mir unbekannt. Diese ganze Sache wäre übrigens ein sehr gutes Goethephilologisches Thema, welches hiermit bestens anempfohlen sei.

Zu bemerken ist noch, daß über den erwünschten und nicht erwünschten „Herrn- und Fürstendienst“ v. Loeper in den Anmerkungen zu Dichtung und Wahrheit zum II. und XV. Buch vollständige Mittheilungen macht.

<sup>13)</sup> Gleich hier sei das Verhältniß zu Friedrich dem Großen besprochen, vgl. weiter unten im Texte S. 64 ff. Das Wesentliche ist aus Dichtung und Wahrheit bekannt und durch v. Loepers Anmerkungen insbesondere zu I. 41 ff., II. 62 ff. in seiner Ausgabe beleuchtet. Die Stelle ebd. 77 darf aber nicht übersehen werden, wo es denn doch heißt: „Sie (die Leipziger) hatten, um diese Gesinnungen zu behaupten, ein unendliches Detail anzuführen, welches ich nicht zu läugnen wußte und nach und nach die unbedingte Verehrung erkalten fühlte (so! in allen Aus-



gaben), die ich diesem merkwürdigen Fürsten von Jugend auf gewidmet hatte." Diese Stelle und den im Text citirten Brief an die Stein, S. 65, hat Herr von Loeper doch zu wenig beachtet. In späteren Jahren hat Goethe dem Einfluß des großen Königs auf die Denkungsart der jungen Leute in Preußen die verhängnißvollen Ereignisse des Jahres 1806 zuschreiben zu sollen geglaubt. Bei dem Tode des Königs — offenbar weil erwartet und weil die Unruhe der vorhabenden italienischen Reise zu groß war — lautet die Nachricht, daß „der alte König todt sein soll“ sehr lakonisch. In den Versen auf Friedrich den Großen (v. Loeper im G. J. 1892, 227) ist vieles bezeichnende in wenige Worte gefaßt: „Willst du aber die Meinung beherrschen, beherrsche durch That sie, nicht durch Geheiß und Verbot.“ Dann: „der wo alle wanken, noch steht“; „er gebietet der Menge der Menschen“ — alles für Goethes politische Anschauungen charakteristisch! Und endlich entschwebt der große König zu den Göttern, „woher er kam“. Was Goethe hervorhebt, ist auch hier die aus der Götterherkunft (Genie?) abgeleitete Thatkraft. Aber damit ist keineswegs eine völlige Uebereinstimmung mit den politischen Wegen des Königs erklärt. Das Merkwürdigste ist aber, daß sich Goethe 1807 die Mühe nahm, Johannes von Müllers Rede über Friedrich den Großen zu übersetzen, die bekanntlich mit den uns heute wenig zusagenden Worten endet: „Und du, unsterblicher Friedrich . . . du wirst sehen, daß die unveränderliche Verehrung deines Namens jene Franzosen, die du immer sehr liebtest, mit den Preußen, deren Ruhm du bist, in der Feier so ausgezeichneten Tugenden, wie sie dein Andenken zurückruft, vereinigen mußte.“

Man sieht, wie Johannes von Müller und sein Uebersetzer von dem „welthistorischen Geist“ geäfft werden, so daß sie es über sich bringen können, die Thatsachen von 1807 wie unwider- rufliche zu betrachten. Mich wundert, daß diejenigen, die sich 80jährige Lebensläufe nur unter gewissen Schlagworten zu denken vermögen, wie dies in den deutschen Schulen so beliebt ist, wie national, oder deutsch, undeutsch, liberal, reactionär u. dgl. nicht auch von den verkehrten Ansichten Goethes über



Friedrich den Großen sprechen, denn allerdings — der uns heute manchmal vorgezeigte Friedrich der Große sieht wirklich anders aus, als der Goethesche.

<sup>14)</sup> **Goethe und Dalberg**, vgl. von Beaulieu-Marconnay: „Karl von Dalberg und seine Zeit.“ 1879. 2 Bde.

Leider sind die persönlichen Beziehungen selbst diesem fleißigen Forscher nicht in dem Maße vertraut geworden, als es zu wünschen wäre. Einen Abschnitt, wie den, der die Beziehungen zu Schiller und Humboldt enthält, finden wir in Bezug auf Goethe nicht. Viele gelegentlichen Aeußerungen Goethes über seine genaue Lokalkenntniß des Erfurter Schlosses sprechen deutlich genug. Ganz unrichtig wäre, wenn man in der ersten Zeit des Aufenthalts Goethes an eine Verstimmung gegen den Weimariſchen Hof bei Dalberg dächte. Die rührende Stelle über Dalbergs Sturz findet ſich II. 284. Am 24. Nov. 1814 ſchrieb er an die Freundin: „Unser genialischer, herrlicher Goethe und der biedere Senator Striſz ſind bis jetzt die beiden einzigen Frankfurter, deren Antheil an meinem Schickſal mir bekannt geworden iſt.“ Die Beziehungen zu Dalberg aus Anlaß des Wunſches Goethes, aus dem Frankfurter Bürgerverband entlaſſen zu werden (vgl. G. J. XIII. 211 ff.), ſind bekannt.

<sup>15)</sup> **Graf von Görz** hat in den „historischen und politischen Denkwürdigkeiten“ ſeine früheren Weimariſchen Verhältniſſe ſehr ſummarisch auf 30 Seiten behandelt. Daraus und aus dem ſchon bezeichneten Briefe Dalbergs vom 9. Juli 1875 auf S. 29 ſollte doch nicht auf Mißverhältniſſe von irgend einer Bedeutung geſchloſſen werden. Der Graf Görz hatte als Erzieher Karl Auguſts nicht entfernt die Abſicht, in der Weimariſchen Regierung zu einer Rolle zu gelangen. Jedermann weiß, daß bei regierenden Fürſten der Uebergang der Erzieher in nachherige leitende Regierungsſtellen ſehr ungewöhnlich und beſchwerlich iſt. Graf Görz hatte daher offenbar längſt Anſtrengungen gemacht, die Beziehungen Weimars zum preußiſchen Hof zu benutzen, um dort in entſprechende Stellen einrücken zu können, was ſich nicht ſofort ergeben konnte, und weßhalb



der Graf in Weimar gleichsam zur Disposition stand. Dabei wurde der Verkehr mit dem Herzog nicht im leisesten gestört. Wenn man die zahlreichen Briefe des Grafen Görz, in dessen Eigenschaft als preussischer Gesandter beim Reichstag, an den Herzog während der nächstfolgenden Jahre liest, so findet man die unverändertste und ungetrübteste Anhänglichkeit, stetes Zurückweisen und Erinnern an frühere Zeiten, herzlichste Verehrung. Auch auf dieses Verhältniß zwischen Karl August und seinem Erzieher hat das unsägliche Weiberklatsche und die Bereitwilligkeit, dasselbe nachzudrucken, hie und da einen Schatten geworfen.

<sup>16)</sup> **Wilhelm v. Edelsheim** (im Register der Weimariſchen Briefausgabe VII, 402 lies „Wilhelm“ † 1793 statt Georg Ludwig) findet ſich von Erdmannsdörffer in der trefflichen Publikation, der ich, auf den nächſten Blättern Schritt für Schritt folgen zu können, ſo glücklich bin (Polit. Korreſp. Karl Friedrichs v. Baden 1783—1806, I. Bd.) in der Einleitung S. 29—31 kurz und vorzüglich charakteriſirt. Schon 1778 erwähnt Goethe der Ankunft Edelsheims mit Grüßen an Fr. v. Stein. Im Jahre 1785 rühmt bei Edelsheims Anwesenheit in Carlsbad Goethe ſeine politiſchen Auseinanderſetzungen mit dem Badischen Staatsmann, und an die Stein ſchreibt er, daß er ſich von Edelsheim faſt habe bereden laſſen, noch zu bleiben; „denn in Staats- und Wirthſchaftsſachen iſt er zu Hauſe und in der Einſamkeit, wo er niemand hat, geſprächig und ausführlich.“ „In Politicis“ heißt eſ an einer andern Stelle, iſt „Erbauung“ bei ihm zu „holen“. Und wieder am 20. Sept. 1785: „Edelsheim iſt auch hier, und ſein Umgang macht mir mehr Freude als jemals, ich kenne keinen klügeren Menſchen. Er hat mir manches zur Charakteriſtik der Stände geholfen, worauf ich ſo ausgehe. Könnt ich nur ein Viertel Jahr mit ihm ſein u. ſ. w.“ Das Verhältniß Edelsheims zu Karl August war allerdings ein unendlich vertrautes, und Goethe nahm doch auch daran Theil. Hierfür habe ich keinen bezeichnenderen Beweis finden können, als den Schluß eines halb-



amtlichen Schreibens Edelsheims an den Herzog vom 19. Mai 1792, worin der zu erwartenden Niederkunft der Herzogin mit treuesten Wünschen gedacht und hinzugefügt wird, daß Edelsheim in etlichen Tagen „auch tauffen lasse“ und im August schon wieder weiteren Familienzuwachs erwarte. Die Bemerkungen, die sich dann noch an diese Ereignisse anknüpfen, sind von einer so hochgradigen Vertraulichkeit, daß sich ihre Wiedergabe verbietet. Die damalige Zeit dachte über diese Dinge so gänzlich anders, daß man wirklich unrecht thäte, die „Carnevallstreiche“ derselben der heutigen in diesem einzigen Stücke so moralischen Scharfrichterei auszuliefern. Ich führe die Sache wirklich nur an, um die vollendete Intimität, die zwischen den Vertrauten von Weimar und Karlsruhe herrschte, deutlich zu machen. Vgl. auch von Weech, Briefe des Herzogs Karl August an den Markgrafen Karl Friedrich und dessen Minister von Edelsheim, Leipzig 1869.

<sup>17)</sup> Graf Görz Denkwürdigkeiten S. 34 ff. Es ist sehr beachtenswerth, daß der Graf hervorhebt, daß er „sein stets so theures Familienleben und die ruhige und sorgenlose Lage, in der er sich zu Weimar befand, verlassen und eine Aufgabe übernehmen sollte, die selbst für einen geübten Diplomaten abschreckend sein mochte.“ In einer für seine Kinder im 81. Jahr niedergeschriebenen Notiz sagt er, er habe nach dem Rathe seines „verklärten Freundes“ Herder in dieser Sache gehandelt. Es ist undenkbar, daß die dem Weimarer Publikum vorgespiegelte Reise des Grafen „wegen eines Prozesses“ auch zur Täuschung des engern Kreises, oder gar des Herzogs gedient hätte. Der Geheimrath von Hofensels in Zweibrücken, an den sich Görz zuerst wendete, gehörte auch nachmals zu den Vertrauten der Weimarischen Politik.

<sup>18)</sup> In meinem Weimarer Vortrag, der verhältnißmäßig kurz war, konnte ich selbstverständlich die reiche historische Literatur zum Fürstenbund nicht einmal streifen. Meine Erwähnung und Deutung des vor 30 Jahren schon bekannt gewordenen Briefs von Goethe an Karl August (Vogel, Briefwechsel I, S. 4) und die Wichtigkeit, welche den meisten Zuhörern einleuchtete, aber unerwartet war, hat vielleicht da und dort die Vorstellung



erweckt, als ob in unsern historischen Forscherkreisen das Gutachten Goethes in dieser Richtung gänzlichst unbeachtet geblieben wäre. Dies ist aber nicht der Fall. Der ausgezeichnetste Kenner der Fürstenbundsgeschichte, mein verehrter alter Freund Erdmannsdörffer hat natürlich auch Goethes Antheil an der Sache längst mit Interesse beachtet. Und es ist mir sehr angenehm, daß auch er den Eindruck hatte, daß das Gutachten Goethes wirklich einen gewissen Anstoß zur Gründung des Fürstenbunds gegeben hat. Ich hoffe daher, die Compendien-Schreiber werden künftig wirklich lehren: z. B. „Im Jahre 1778 gab Goethe den Anstoß zur Gründung des Fürstenbunds 2c.“ die Stelle, in welcher Erdmannsdörffer hierüber schreibt, theile ich mit, weil seine „Akademische Rede zum Geburtsfest des höchstseligen Großherzogs Karl Friedrich am 22. Nov. 1884“ vielleicht nicht sehr verbreitet ist.

„Wie nahe lag der Gedanke, daß einmal die beiden rivalisirenden Großmächte sich verständigen könnten auf Kosten ihrer machtlosen Nachbarn . . . Das Gefühl, in einem doch precären Zustande sich zu befinden, kommt in den Kreisen der kleineren Fürsten hin und wieder wirklich zum Ausdruck, wenn auch meist als vorübergehende Stimmung. Ich hebe nur ein Beispiel hervor, welches von allgemeinerem Interesse ist. — Einer von den wenigen rein politischen Geschäftsbriefen Goethes an Karl August, die wir haben, aus dem Winter des Jahres 1778, giebt von dieser beklommenen Stimmung charakteristisches Zeugniß. Es war die Zeit des bairischen Erbfolgekrieges. Friedrich der Große ließ durch den General von Möllendorf die Erlaubniß zu preussischen Werbungen im Weimarischen fordern. Große Verlegenheit: man fürchtet ebenso die Zulassung der Werber und die üblen ökonomischen Wirkungen für das Land, wie die vorauszu sehenden schlimmen Folgen einer entschiedenen Abweisung; außerdem ist zu erwarten, daß im Falle der Gewährung die Oesterreicher gleichfalls Werbefreiheit im Lande verlangen werden, und sie sind noch mehr zu fürchten als die Preußen. Was ist in so bedrängter Lage zu thun?



Indem Goethe dem Herzog dieselbe darlegt, entwickelt er ihm zugleich den Plan, daß man, neben dilatorischer Behandlung der preußischen Zumuthungen, vor allem durch eine schnell geschlossene politische Vereinigung mit gleich interessirten befreundeten deutschen Fürsten — er nennt Hannover, Mainz, Gotha und die übrigen sächsischen Höfe — sich in die Lage bringen müsse, nach beiden Seiten hin „solchen Zumuthungen sich standhaft widersetzen zu können.“ Er spricht den Gedanken aus, daß aus diesem Anlaß vielleicht überhaupt sich glückliche Folgen entwickeln könnten für eine engere Vereinigung der Reichsfürsten unter einander.“

„So tritt uns hier Goethe als Vertreter der reichsständischen Unionsidee entgegen, offenbar aber in dem Sinne, daß die Union eine Schutzwehr sein solle für die Mittleren und Kleinen im Reich gegen das Uebergewicht der beiden Großmächte, Preußens sowohl als Oesterreichs; eine Auffassung, welche auch bei den Verhandlungen der achtziger Jahre noch häufig wiederkehrt, obgleich der Ausgang des bairischen Erbfolgekriegs in der That die Uneigennützigkeit Friedrichs des Großen den deutschen Fürsten gegenüber im hellsten Lichte gezeigt hatte.“

#### 19) Zur Geschichte des Fürstenbunds im Allgemeinen.

Dohm im 3. Bd. der „Denkwürdigkeiten meiner Zeit. Hannover 1817“ beginnt bereits, die Ursachen des Fürstenbunds auf die Absichten Josephs II. gegenüber den deutschen Stiftern und Bischümern zurückzuführen, woran Ranke im I. Bd. der „deutschen Mächte und der Fürstenbund“ ebenfalls anknüpft. Auch der Reichstagsstillstand wird erwähnt. Auffallend ist, daß sich Ranke die Bemerkungen Dohms über die Panis-Briefe entgehen ließ. Spuren der Benutzung des Weimarer Archivs finden sich bei Dohm nicht; dagegen hat Ranke „vornehmlich wie er sich ausdrückt, die Theilnahme der Reichsfürsten an den allgemeinen Angelegenheiten aus dem hierfür unschätzbaren Weimarer Archiv kennen gelernt. Einen vorläufig orientirenden Blick in die Weimariſchen Akten hatte bereits Droysen im Jahre 1857 geworfen (vgl. „Karl August und die deutsche



Politik. Ein Festgruß zum 3. Sept. 1857“) dann hat Ad. Schmidt in seinen „Unionsbestrebungen“ und weiter in „Preußens deutscher Politik von 1785—1866“ Weimarisches Material benutzt. Nantkes Analecten II. Bd. a. a. O., mit der bekannten genialen Spürkraft des Meisters trefflich ausgesucht, zeigen aber, wie viel Schmidt noch übrig gelassen hat, und erst durch Erdmannsdörffers, ausgezeichnete Publication der „Politischen Correspondenz Karl Friedrichs“ sind wir in die Lage gekommen, über den Actenstand genauer orientirt zu sein. Das, was von Goethes Hand unmittelbar in den Acten herrührt, konnte ich mithin mit Hilfe und unter der Kontrolle meines hochverehrten Freundes, des Directors des Weimarischen Archivs Dr. Burckhardt Blatt für Blatt nachweisen.

Der Leser wird sich aus dem folgenden Verzeichniß einen Begriff von der ungewöhnlichen Anstrengung machen, mit welcher Goethe bei diesen diplomatischen Verhandlungen und Correspondenzen theilhaftig war. Außerdem ist der Weimarische Actenbestand des Fürstenbundes ein in sich abgeschlossener und besteht vom Jahr 1784—1789 aus 11 gehefteten Fascikeln, deren Aufschriften und Jahrezahlen nach Burckhardts für mich vollständig maßgebendem Urtheil ebenfalls von Goethes Hand herrühren. Ja der vollendete Kenner Goethescher Archivalien fand sich sogar durch die Art und Weise der Heftung der Fascikeln an Goethesche Gewohnheiten erinnert. Es ist uns daher wahrscheinlich geworden, daß diese Registrirungen mit der von Dohm im Jahre 1815 gewünschten Benutzung der Weimarer Archivalien zusammenhängen dürfte (s. Vogel, Goethe in amtlichen Verhältnissen, S. 306).

Verzeichniß der Goetheschen Handschriften:

Vol. I. 1784. (Aufschrift von Goethes Hand).

fol. 21—26 b. Abschrift von Edelsheims Schreiben vom 28. Jan. vgl. Erdmannsdörfer Nr. 23 u. 31.

fol. 37. Auszug.

fol. 79—81 b. Vortrag an Karl August.

fol. 82 a—93 b. Hiervon ein Extract. Erdmannsdörfer 38, 40.



- fol. 133—135 a. Vgl. Erdm. 37. Abschrift von der Hand des Herzogs Karl August.
- Vol. II. 1785. Aufschrift von Goethes Hand.
- fol. 12—21 b. Bleistift-Correctur zu einem von Karl August geschriebenen Memoire.
- fol. 22—27 a. Memoire über die Angelegenheit der französischen Verhandlungen, die durch den Markgrafen von Baden an das Tageslicht gekommen seien.
- fol. 28—36 b. Von der Hand Goethes die Instruction für Schlosser sammt Correspondenz.
- fol. 37—38 b. Von der Hand Seidels vgl. Ranke II, 257.
- fol. 40—42 a. Von der Hand Goethes Erdmannsdörffer Nr. 117.
- fol. 52—55. Von Goethes Hand Concept an den Fürsten von Dessau.
- Vol. XI. 1789. Aufschrift von Goethes Hand.
- fol. 68—69 b. Copie eines Briefes an Bischofswerder, ferner Concept eines solchen mit Adresse von Karl August.
- Vol. XII. fol. 2—4. Das Concept eines Schreibens mit Ueberschrift von Karl August. 1790.

<sup>20)</sup> Der Brief an Merck vom 14. November 1781, Briefausg. Nr. 1340 ist bekanntlich nicht mehr unter den ersten Eindrücken der königlichen Schrift geschrieben: „Mein Plan war, noch ein zweites Stück hinzuzufügen, denn die Materie ist ohne Grenzen. Nun ist aber die erste Lust vorbey und ich habe darüber nichts mehr zu sagen. Es hätte sich kein Mensch u. s. w., Ich berühre selbstverständlich hier dieses Thema, welches von Suphan erschöpft zu sein scheint, durchaus nur nach dieser merkwürdigen politischen Seite hin.

<sup>21)</sup> Biedermann, Nr. 670, III, 256.

<sup>22)</sup> Ebenda.



23) Beaulieu-Marconnay, Dalberg a. a. D. S. 114 ff. In dem Capitel Joseph II. und Dalberg macht der Verf. Mittheilung von der Correspondenz Dalbergs mit dem Kaiser über den Fürstenbund in den Jahren 1787, 1788, — selbstverständlich ist Goethe, der in Italien weilte, an diesen Dingen nicht betheiligt, aber es ist mir nicht zweifelhaft, daß die Grundansichten desselben mit denen Dalbergs wesentlich übereinstimmten. Man kann sich wenigstens, wenn man die Correspondenzen Dalbergs liest, einen guten Begriff davon machen, wie auch der Reichsverfassungstreue Frankfurter als Weimariſcher Minister seinen Standpunkt genommen haben wird. Allerdings würde er gegen den Kaiser Joseph II. niemals so weit gegangen sein in seiner Annäherung, ja Unterwerfung, als Dalberg. Eine Anzahl Stellen aus dieser Correspondenz sei hier angeführt, von denen ich glaube, daß sie auch Goethe ohne weiteres unterschrieben hätte: „Jeder gute Patriot betrübt sich über den Parteigeist, der Deutschland beunruhigt. Ich habe den Bund entstehen sehen und will mir Rechenschaft ablegen über die Umstände, die ihn hervorgerufen.“ Es folgt die Darstellung der Entstehung des Fürstenbundes im Gegensatz zu Friedrich II. In einer „Rechtfertigung“ heißt es ferner: „Als das Schicksal mich bestimmte, dereinst Reichserzkanzler zu werden, dachte ich pflichtgemäß über die Wohlfahrt meines Vaterlandes nach: ich fand, daß es nicht glücklich sei; weil die Gesetze mangelhaft sind, die Verfassung keine Kraft besitzt; weil das erhabene Oberhaupt der Meinung ist, es sei unmöglich diesen Nebeln abzuhelpfen; und weil die Stände durch den Parteigeist entzweit sind.“

Dalberg versucht nun zu bewirken, daß der „Bund der Fürsten“ wieder ein Bund des Kaisers werde, — gleichsam eine Vereinigung zur Verbesserung des Reiches und der Reichsverfassung: — „Ich habe den Gedanken erfaßt, die Wiedervereinigung der Parteien zu versuchen, soviel meine schwachen Kräfte es gestatten. Um dieses Ziel zu erreichen, muß man danach streben, daß der Fürstenbund ein Bund des Kaisers und des Reichs werde. Um Einfluß auf diesen (übrigens nützlichen) Bund zu gewinnen, ward mein Beitritt nothwendig. Der



Artikel, welcher Bayern betrifft, hat mich nicht davon abgehalten, denn dieser Gegenstand hört auf für Deutschland beunruhigend zu sein, sobald Joseph der Zweite die Gnade hat, das Zutrauen der Nation zu gewinnen."

24) Der räthselhafte Brief, bei Jahn, Briefe an Voigt S. 258, wo das Datum fehlt und mit 1806 bezeichnet ist, was aber wegen der „Nachfahren“ Steins doch nicht angeht. Man kann doch nur an den Minister von Stein denken, der 1806 sein eigener Nachfahrer gewesen sein müßte. Uebrigens gebe ich zu, daß der lapsus memoriae, Herzberg und Haugwitz zu verwechseln, etwas stark wäre. In dieser Interpretationsnoth habe ich den schwierigen Fall auch dem verehrten Freunde Prof. Suphan vorgelegt, der aber hoch versichert, daß er meiner Erklärung nicht beistimmen könne. Es fehlen mir selbstverständlich nicht die gleichen Bedenken, und ich bemerke, daß ich das Vorgetragene für reine Hypothese gebe, — und nur den Wunsch habe, es möge anderen gelingen, die sonderbaren Beziehungen des Briefes, der aber für Goethes Verhältnis zu Preußen ein für allemale bezeichnend bleibt, klar zu legen und aufzudecken. Daß es bis jetzt nicht geschehen ist, hängt damit zusammen, daß die immer und allezeit ein wenig gereizte Stimmung Goethes gegenüber von Preußen von vielen Forschern ein bißchen gar zu sehr verheimlicht worden ist. Es paßt der heutigen veränderten Zeit nicht, und daher soll es auch nicht der Fall gewesen sein.

25) Die feststehenden Daten für den Vollzug der Verträge zwischen Preußen und Weimar giebt Erdmannsdörffer folgendermaßen an: Beitritt zum Haupttraktat des zwischen Preußen, Sachsen und Hannover abgeschlossenen Bundes 23. Juli 1785, Beitritt zum geheimen am 29. August 1785 und zum geheimsten Artikel 10. März 1786. Mit diesen Daten ist die Sache aber nicht erschöpft, da das Schreiben Herzbergs vom 4. August noch auf eine weitere Beitrittserklärung verweist. Ich bin nicht in der Lage gewesen, den Gegenstand archivalisch zur abschließenden



Kenntniß zu bringen und überlasse dies weiterer historischer Forschung. Die Vertragsurkunden haben mir nicht vorgelegen, und ich weiß auch nicht, wo dieselben zu suchen sind. Der treffliche Schöll hat im Karl August-Büchlein 67 auch diese Dinge schon alle recht genau dargestellt, und bei seinen Mittheilungen wird man sich wohl auf der richtigen Spur der Verhandlungen nach vollzogener Vertragsurkunde vom 10. März finden: „Karl August erörterte indeß noch vor seiner Unterzeichnung in einem Schreiben an Graf Görz vom 20. Febr. 1786, wie es für den Nachdruck und das Leben des Bundes unerlässliche Bedingung sei, daß die Einigung der drei zuerst verbundenen Höfe nur als Typus und Richtschnur gelte, hingegen den nach ihnen sich anschließenden Fürsten sämmtlich genaue und förmliche Nachricht von den Fortschritten des Bundes, den neuen Mitgliedern und ihren Bedingungen gegeben, und damit sie untereinander wissende und anerkannte Bündener seien, die Beitritts-Urkunden unter ihnen gewechselt werden. Sie sollten auch um Rath gefragt, die minder mächtigen mit guten Vorschlägen nicht weniger gehört, von den Vertretern als ihresgleichen behandelt und ihnen das Vertrauen und der gute Anreiz eine wesentliche Theilnehmung gegeben werden.“

26) Der Brief bei Vogel I, S. 54 ff. Ich kann nicht unerwähnt lassen, daß ich die Ansicht, es möchte bei dem Entschlusse zur italienischen Reise vielleicht auch der geschilderte allgemeine Gang der politischen Begebenheiten mitgewirkt haben, mit aller Reserve vortragen zu sollen glaubte, um so mehr muß ich mich freuen, daß ein so gewiegter Kenner wie Herr von Biedermann mir erklärte, ihm leuchte das Argument sehr ein und er wollte diese großen politischen Angelegenheiten gern als Motiv der Goetheschen Verstimmung anerkennen.

27) Das brave Büchlein von Dr. Arthur Böhlingk, die Holländische Revolution 1787 und der deutsche Fürstenbund mit besonderem Bezug auf Karl August von Sachsen-Weimar, Bonn 1874 schöpft die Weimarischen Acten des Archivs fast vollständig aus. Wie sich von selbst versteht, kommt Goethe



hier nicht in Betracht; die Schreiben Karl Augusts — insbesondere in den Verhandlungen mit Bischoffswerder — sind für dessen Regierungsgeschichte außerordentlich lehrreich.

28) Für die Kenntniß des bedeutenden Einblicks, den Goethe in die Politik damals erlangt hat, ist es sehr wichtig, sich einen deutlichen Begriff von dem Werthe, den der damalige diplomatische Verkehr Weimars hatte, zu machen. Und da nehme ich nach dem Eindruck, den ich von dem Actenmaterial habe, keinen Anstand zu sagen, daß Goethe durch den Herzog in dieser entscheidenden und welthistorischen Epoche von den allertiefsten Staatsgeheimnissen der europäischen Welt unterrichtet war, so daß ihm die Lage wie ein offenes Buch vor Augen lag. Um den Leser davon zu überzeugen, gebe ich als Beispiel mehrere Correspondenzen, die auch an und für sich von erheblichsten historischen Inhalt und Interesse sind, aber wohl auch erklären können, wie Goethe über den Stand der Dinge unterrichtet war:

## I.

Durchlachtigster Herzog.

Gnädigster Herzog und Herr!

Die Vermuthung, daß ein Theil der Preussischen Armee gegen Frankreich werde gebraucht werden, deren Euer Hochfürstl. Durchlauchten in dem gnädigen Schreiben vom 24. vorigen Monats, welches ich den 29. zu erhalten die Ehre gehabt habe, gedenken, ist nicht ohne Grund.

Ich habe von der Person, an die auf Euer Hochfürstl. Durchlauchten Befehl ich mich dieses Gegenstandes wegen habe wenden und die ich habe ersuchen müssen, Euer Hochfürstl. Durchlauchten einen Wink, der diesen Gegenstand betrifft, zu geben, folgende Aufschlüsse erhalten, wie nemlich so viel seine Wichtigkeit habe, daß des Königs Maj. en concert mit dem Kayser beschloffen hätten, in so fern die übrigen Fürsten mit Ihnen Eines Sinnes wären, dem Franzosen zu erkennen zu geben, daß sie einem teutschen Fürsten (dem Kayser) unrechtmäßiger weise sein Eigenthum (Elsaß) genommen hätten, und daß, wenn sie diesen Schritt nicht gutwillig zurückthun und jenem Fürsten Gerechtigkeit widerfahren lassen würden, man



zu wirklichen Maßregeln schreiten werde. Wann eher es nun aber dazu kommen dürfte, daß wirklich ein Corps in Bewegung gesetzt würde, daß ließe sich noch nicht bestimmen, weil die questio: an? nur bedingungsweise wäre, und also alles auf die Umstände ankäme. Die Versicherung habe ich indessen von der Person erhalten, daß Ew. Hochfürstl. Durchlauchten zeitig davon praeventirt werden. Vorauszusehen ist wohl, daß man dafür, daß die Franzosen sich in Güte bequemen, das zu thun, was man von ihnen verlangt unter der Hand durch Insinuationen wohl sorgen wird, weil man sonst seinen Hauptzweck, der hierunter verborgen liegt, nicht erreichen würde. Dieser Hauptzweck ist, daß Pohlens Nachbarn die Grenzen ihrer Staaten durch Verkleinerung dieses Reiches erweitern wollen und die Pläne wie solches ausgeführt werden soll befinden sich, wo sie nicht schon ausgearbeitet sind, doch sicher in der Arbeit und beschäftigten jezo allein das Cabinet.

Die Euer Hochfürst. Durchlauchten in meiner unterthänigen Zuschrift vom 28. vorigen Monats gemeldete schnelle Reise des regierenden Herzogs von Braunschweig nach Potsdam, und die dortige Zusammenkunft mit des Königs Maj. hat ganz eigentlich diesen Gegenstand betroffen, ob man gleich in Potsdam die Karie von Frankreich öffentlich hat über die Straßen tragen lassen, um das publicum glauben zu machen, daß die französischen Unruhen und deren Beylegung der Vorwurf der Zusammenkunft und der jetzigen Beschäftigung im Cabinet seyen.

Man wird alsdann den Kayser sich im Elsaß ausbreiten und ihn dort um sich greifen lassen; dafür aber werden Preußen und Rußland, welche unterdessen ein jeder von seiner Seite ihre Grenzen gegen Pohlen durch ihre Truppen decken werden, zu seiner Zeit in diesen Staat selbst eindringen und sich an diesem Reiche entschädigen; auch wird man dem Kayser außer obigen noch einen kleinen Theil von Pohlen und seine Grenzen einzuschließen erlauben.

Der König von Pohlen wird über das, was man ihm zu lassen beschlossen hat, souverain, und Sachsen erhält die Thron-Folge.



Dies ist die wahre Lage der politischen Angelegenheiten, die mir jedoch unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit anvertrauet und wovon nur Euer Hochfürstl. Durchlauchten Nachricht zu geben mir erlaubt worden ist.

Der Zweck der Reisen des General-Majors von Bischofswerder über Dresden nach Wien und des Geheimen Commerciens-Raths Ephraim nach letzterem Orte und von dort weiter nach Frankreich, läßt sich aus den vorhergehenden nun leicht entnehmen.

Die Zurückkunft des ersteren wird viel, ja wie es heißt alles entscheiden.

Euer Hochfürstl. Durchlauchten von Zeit zu Zeit die näheren Nachrichten, welche ich von den jetzigen politischen Angelegenheiten in Erfahrung zu bringen vermag, zu überschieben, wird mir eine sehr angenehme Pflicht sein.

Das Verzeichniß von dem auf die Apertur stehenden Lehnen zc. . . .

ich ersterbe im tiefsten Respect

Euer Hochfürstl. Durchlauchten

Berlin, d. 2. März 1792

unterthäniger Diener  
Burghoff.

## II.

Von demselben am 24. April. Theilt die Ordre der Mobilmachung gegen Frankreich mit: dann: „des regierenden Herzogs von Braunschweig Durchl. werden wahrscheinlich das Commando darüber führen . . . .“

„Die ganze Bewegung dürfte indessen wohl nur auf ein Manoeuvre hinauslaufen, um zu sehen, was solches auf den König Franz würcken und wie er sich nehmen wird.“

## III.

Bischofswerder berichtete aus Wien nach einer Mittheilung des Correspondenten Hoffmann aus Berlin: „Ob man schon Preuß. Seits sehr geneigt war, gegen Frankreich Truppen marschiren zu lassen, so hat solches bei dem König Franz keinen Eindruck gemacht, Er hat vielmehr erklärt: Er glaube man müsse die Franzosen schalten und walten lassen, wie sie wollten,



wenn sie aber das römische Reich attaquiren solten, so müßte man ihnen förmlich den Krieg ankündigen, nehmen was man nehmen könnte, und behalten, was möglich wäre. Wenn S. Preuß. Maj. aber ausdrücklich darauf bestünden, so wäre er nach seiner Alliance bereit, S. Maj. beyzustehen. Er glaubte aber die Sache könne sehr ins weite gehen."

## IV.

Aus einem Briefe Edelsheims vom 19. Mai 1792.

„Der Sieg über die Franzosen in der diesjährigen Campagne scheint mir gar nicht zweifelhaft. Neun zehntel aller officiere von dem General bis auf den Leutnant, die gedient haben oder würdig zu commandiren sind, haben sich gestrichen oder streichen sich noch. Kein Regiment in der ganzen Armee ist von dem Geist der Insubordination befreit. In jedem ist eine Parthey mehr oder weniger zahlreich, die nur auf eine Gelegenheit warten, um auszureißen. Alle Offiziere, die das metier ein wenig verstehen und von denen franz. Armeen kommen, stimmen damit überein, daß ihre Nationalgarden dermalen brauchbarer, als ihre Linien-Truppen sind. Hieraus kann man sich vorstellen, was das für eine Composition sein müsse. Aber doch will ich sehr rathen, dadurch nicht sorglos zu werden und den Feind nicht zu gering zu schätzen. Denn sie haben Festungen und Volks in Menge und einen gewissen Enthousiasmus, der auch durch Unglück in Raserey ausbrechen kann. Die Türken und Amerikaner haben uns gelehrt, daß auch die schlechtesten Soldaten beharrlich Widerstand thun und endlich siegen können. Will man das verhüten, so muß man in der ersten Consternation darauf zugehn und keine Kosten scheuen. Auch nicht zum Endzweck haben Conqueten zu machen oder gar Frankreich wieder so herstellen zu wollen wie es war. Das wäre nicht einmal guth zc.

<sup>29)</sup> Die Campagne in Frankreich 1792 und die Belagerung von Mainz 1793, die man als ein Ganzes betrachten muß, beweisen mehr als alle Einzelaussprüche das große militairische Interesse Goethes und seine unendlich praktische Vorstellungsart von dem, was Staatsangelegenheiten sind. Ich mache hier auf



die sehr sachkundigen Bemerkungen Goethes über die Stellung Dumouriez's bei Grandprée aufmerksam, und seine persönliche Theilnahme und unerschrockene Kriegsgenossenschaft, auch wohl seine bereitwillige Vermittlung zeigt sich fast auf jeder Seite. Wie interessant weiß er sich dem unglücklichen Postenoffizier nützlich zu machen, der bei Grandprée von dem Prinzen Louis Ferdinand genöthigt wird, seinen Posten zu verlassen. Beachtenswerth für die volle Theilnahme ist auch die Stelle: „Es war schon früher mehrmals zur Sprache gekommen, daß wer sich in einen Kriegszug einlasse, durchaus bei den regulirten Truppen, welche Abtheilung es auch sei, an die er sich angeschlossen fest bleiben und keine Gefahr scheuen solle: denn was uns auch da betreffe, sei immer ehrenvoll; dahingegen bei der Bagage, beim Troß oder sonst zu verweilen zugleich gefährlich und schmählich. Und so hatte ich auch mit den Offizieren des Regiments abgeredet, daß ich mich an sie und wo möglich an die Leib Schwadron anschließen wolle, weil ja dadurch ein so schönes und gutes Verhältniß nur um so besser befestigt werden könne.“ Ist es nicht auch reizend, wie Goethe den Offizieren die Zeit durch Erzählungen über Ludwig den Heiligen und die Belagerung von Damiette vertreibt?

Die Begegnung Goethes mit dem Herzog von Braunschweig findet am 7. Oktober statt, die mit Breteuil am 10. Oktober; den Grafen Haugwitz sieht er am 11. Oktober, die merkwürdigen Scenen in Trier spielen zwischen den 22—30. Oktober. Ebd. der Abschied von Lucchesini!

Aus der Belagerung von Mainz möchte ich hier noch aufmerksam zu machen nicht unterlassen, wie erst es Goethe mit seinen Voraussagungen genommen; genau vor einem Jahre hatte er sich im Feldlager in der Champagne geäußert, daß eine neue Aera anfangen, und in der Belagerung von Mainz heißt es: Gegen Abend fanden sich die Offiziere des Regiments beim Marketender, wo es etwas muthiger herging, als vorm Jahr in der Champagne: denn wir tranken den dortigen schäumenden Wein und zwar im Trockenen beim schönsten Wetter. Meiner vormaligen Weissagung ward auch



gedacht; sie wiederholten meine Worte: „von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus und ihr könnt sagen, ihr seyd dabei gewesen.“ Wunderbar genug sah man diese Prophezeiung nicht etwa aus dem allgemeinen Sinn, sondern dem besonderen Buchstaben nach genau erfüllt, indem die Franzosen ihren Kalender von diesen Tagen an datiren.“

Zur Kenntniß von Goethes politischen Anschauungen gehört es durchaus und ich erwähne dies hier nochmals, daß er in politischen Dingen die Naturgabe der Weissagung in eminentem Maße besaß, wodurch ihm eben auch sein ungewöhnlich großes Verständniß derselben erleichtert wurde.

Das im Text erwähnte edle Benehmen Goethes gegen die deutschen Republikaner, welche er bei dem Auszug aus dem eroberten Mainz vor der Rache der Bauern geschützt hat, fand am 25. Juli 1793 statt. Die herrliche Beschreibung der ganzen Sache mag sich der Leser ins Gedächtnis rufen! Eine ähnliche Scene seiner lebhaften Parteinahme für das Recht gegen Unrecht erzählt übrigens Goethe auch in dem Feldzug in Frankreich, wo beim Rückzug ein österreichischer Wagentransport über die fliegende Brücke bei Coblenz setzt, als Goethe die Absicht hat, ebenfalls hinüberzugehen. Der hier ausgebrochene Streit zwischen einem österreichischen und preußischen Unteroffizier läßt übrigens bemerken, daß sich in dem alten Frankfurter eine entschieden größere Sympathie für den Desterreicher, wie für den Preußen ausspricht.

Was die im Text bemerkte Bekanntschaft der Franzosen mit dem Buche Goethes betrifft, so lese ich in Zeitschriften, daß neuerdings treffliche Schulausgaben mit ganz sachgemäßen Commentaren in Paris erschienen wären, die nicht genug zu loben wären. Mir selbst sind diese Publicationen, die übrigens im G. J. verzeichnet stehen, nicht zu Gesichte gekommen.

